

# Deutsche Bundschau

*Herausgegeben  
von Rudolf Pechel  
unter Mitwirkung von  
Paul Fechter*

---

**April 1941**

Aus dem Inhalt: Samhaber: Francisco Solano Lopez /  
Pechel: Begegnung mit den Vorfahren / Fechter: Die Um-  
welt und die Wiederholung / Müller-Jabusch: Gökens grober  
Gruß / Seebaß: Wilhelm Raabe in seinen Briefen / Schmidt:  
Das Glück des Linnaeus / Pillecijn: Der junge Schulmeister.  
Erzählung / Fechter: Schauspiel, Komödien und Regie



# Deutsche Rundschau

Herausgeg. von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter  
Gegründet im Jahre 1874 – Preis je Heft 1.– RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12. — RM für 12 Hefte zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsspesen. Viertelsjährl. 3. — RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 59/60. Postcheckkonto Berlin 59501. Verlag Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig.

67. Jahrgang

April 1941

## INHALTSVERZEICHNIS

Ernst Samhaber: Francisco Solano Lopez . . . . .	1
Rudolf Pechel: Begegnung mit den Vorfahren . . . . .	6
Lebendige Vergangenheit: Georg Christoph Lichtenberg . . . . .	11
Paul Fechter: Die Umwelt und die Wiederholung . . . . .	16
Maximilian Müller-Jabusch: Gögens grober Gruß . . . . .	19
Friedrich Seebaß: Wilhelm Naabe in seinen Briefen . . . . .	24
E. W. Schmidt: Das Glück des Linnaeus . . . . .	27
Rundschau . . . . .	30
Filip de Pillecijn: Der junge Schulmeister. Erzählung . . . . .	38
Paul Fechter: Schauspiel, Komödien und Regie . . . . .	44
Literarische Rundschau:	
Joachim Günther: Wissenschaft und Bildung . . . . .	49
Ernst Samhaber: Lebendige Wirtschaft . . . . .	51
Rudolf Pechel: Jugendbücher . . . . .	51
Weltgeschichte . . . . .	52
Literatur . . . . .	54
Im Schoß der Welt . . . . .	56
Geschichte der Medizin . . . . .	56



# Francisco Solano Lopez

## Das Bild eines Tyrannen

Die Fünfmächtekonferenz in Montevideo zu Beginn des Jahres hat die Blicke der Welt wieder auf den La-Plata-Strom gelenkt. Nordamerika versucht, an seiner Mündung einen Flotten- und Luftstützpunkt zu errichten. Die Anliegerstaaten des mächtigen Stromsystems verlangen dessen Öffnung für den Verkehr, um so wenigstens verkehrstechnisch an den Atlantischen Ozean gerückt zu werden. Dabei erinnern wir uns daran, daß die Frage der freien Schifffahrt auf dem La Plata vor mehr als sieben Jahrzehnten bereits heiß umstritten war. Im Paraguaykrieg wurden Hunderttausende geopfert, um diese politische Forderung zu verwirklichen. Sobald wir versuchen, in diese geschichtliche Vergangenheit einzudringen, richtet sich vor unseren Augen die Gestalt des damaligen Präsidenten von Paraguay, Francisco Solano Lopez, auf.

Auch von ihm gilt das Wort, daß sein Charakterbild, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der geschichtlichen Betrachtung schwankt. Heute, da wir mehr Abstand gewonnen haben, da wir selbst in einem Ringen um das Dasein unseres Volkes stehen, werden wir auch die Persönlichkeit des Machthabers von Paraguay während des furchtbaren Vernichtungskrieges besser verstehen. Wir werden allerdings gezwungen sein, in die geschichtlichen Bedingungen einzugehen, die seinen Aufstieg, seinen Charakter und damit seinen Tod herbeigeführt haben.

Paraguay, das unter der spanischen Herrschaft zum Verwaltungsbezirk des Vizekönigs von Buenos Aires gehört hatte, riß sich in den Freiheitskriegen von Argentinien los. Unter der Herrschaft des Rechtsanwalts Rodriguez Francia hat es sich zu einem eigenartigen Staatsgebilde entwickelt. In ihm spiegelte sich die spanische Herrschaft der Bürokratie und die Überlieferung des Jesuitenstaates, der hundert Jahre vorher im Osten an den beiden Ufern des Uruguayflusses zu hoher Blüte gelangt war. Francia regierte sein Land wie ein Patriarch, nicht aus Machttrieb, sondern in Ausübung seiner strengen Grundsätze. Er war ein gerechter, aber zugleich eiserner und unerbittlicher Hausvater. Sein Ideal war die vollkommene Autarkie, die Abschnürung des Landes von jedem Verkehr mit dem Auslande, nicht nur dem wirtschaftlichen, sondern auch jedem geistigen Verkehr. Als Francia im Jahre 1840 im Alter von 83 Jahren starb, ging ein Aufatmen der Erleichterung durch das Land.

Nach einigen Jahren des Schwankens übernahm Carlos Antonio Lopez die Präsidentschaft. Er öffnete die Grenzen dem Verkehr; er berief Ausländer in das Land, errichtete Schulen und schaltete Paraguay auch wieder in die Fragen der südamerikanischen Politik ein. Hatte Francia jeden Außenhandel mit dem Bann belegt, so baute Lopez auf ihm die Staatsfinanzen auf, die dementsprechend sich großartig entwickelten. Um den Kiegel zu sprengen, den die Herrschaft des Diktators Rosas in Argentinien vor den La-Plata-Strom legte, beteiligte sich Paraguay an den Kriegen, die zur Machtentsetzung von Rosas führten. Dessen Sturz 1852 öffnete Paraguay wieder die Pforten des Weltverkehrs. Es bot sich Lopez die Möglichkeit, seinen Sohn Francisco Solano zu Studienzwecken als Gesandten nach Europa zu senden. Daraus sollten sich tragische Folgen ergeben. Der junge



Lopez kam in die anders geartete Welt Europa, er weilte am Hofe des dritten Napoleon, und in seine Seele senkte sich der Wunsch, in Südamerika ebenfalls Geschichte zu machen, wie er das in Europa beobachten konnte.

Als sein Vater 1862 starb, übernahm er mit unbezweifelbarer Selbstverständlichkeit die Präsidentschaft. Im Besitze der unbegrenzten Macht, ohne jede Schranke, die offenmütige Kritik und die Notwendigkeit der freien Zustimmung der Beherrschten hätten errichten können, gestützt auf die großen Ersparnisse einer stillen und unheroischen, aber fleißigen und friedlichen Zeit gedachte er, die politischen Bestrebungen Paraguays mit Hilfe der Waffen durchzusetzen. Er glaubte, sein Willen allein genüge, um die Welt aus den Angeln zu heben, und er prüfte nicht, wie die Kräfteverhältnisse in Südamerika wirklich lagen. Im blinden Vertrauen auf die Gewalt der Waffen ließ er sich in eine Politik ein, die sein tragisches Ende und den furchtbaren Niedergang seines Volkes herbeiführen sollte.

Bis zu einem gewissen Grade war die Politik richtig, daß Paraguay alles einsehen mußte, um den Weg zum Atlantischen Ozean über den La-Plata-Strom freizuhalten. Es war aber Wahnsinn, diese Politik gegen die vereinigten Kräfte Argentiniens und Brasiliens mit Gewalt durchsetzen zu wollen. Ein Staat wie Paraguay mit seinen begrenzten Mitteln durfte nur hoffen, daß es den geschichtlich überlieferten Gegensatz zwischen diesen beiden Großmächten benutzen konnte, um seine eigene Freiheit und die Freiheit des Flußweges aufrechtzuerhalten.

Eine solche Politik des klugen Handelns und Abwartens lag dem noch jungen Präsidenten von Paraguay nicht. Er wollte sich nicht als Anhängel einer Großmacht betrachten, sondern selbst als großer Sieger und Schöpfer einer neuen Zeit und einer neuen Ordnung auftreten. Er verachtete die Politiker, sei es die Parlamentarier in Argentinien, sei es die Revolutionäre in Uruguay oder den nach seiner Ansicht verrotteten Feudalstaat Brasilien. Sein geistiger Hochmut, in den er sich immer mehr hineinsteigerte, vernebelte seinen Blick für die überlegenen geistigen und wirtschaftlichen Kräfte, die sich in den Nachbarländern zeigten. Er ließ sich von seiner Umgebung immer mehr in die Rolle des Halbgottes hineinsteigern; die Schmeichelreden und der Weihrauch dauernder Bewunderung verfehlten ihn, der von Natur aus zur Selbstüberschätzung neigte, in einen Raufzustand, der ihn die Welt nicht mehr so sehen ließ, wie sie wirklich war. Im Jahre 1865 kam es zur Katastrophe.

In Uruguay, dessen Unabhängigkeit die Staaten Argentinien, Brasilien und Paraguay im Jahre 1859 ausdrücklich festgelegt hatten, erhob sich eine Revolution unter Venancio Flores, der sowohl von Argentinien wie von Brasilien unterstützt wurde. In seiner Not wandte sich Uruguay an Lopez mit der Bitte um Unterstützung, die ihm zugesagt wurde. Dabei ließ sich Lopez von der irrigen Meinung leiten, es könne ihm gelingen, das spanisch sprechende Südamerika gegen das portugiesisch sprechende Brasilien fortzureißen und damit dessen Kaiser, den er persönlich hasste, zu demütigen. In seinen Träumen sah Lopez bereits Paraguay zum großen Inlandsstaat werden, der die angrenzenden Provinzen Brasiliens übernehmen könnte. Er wollte zuerst die Ordnung in Uruguay wiederherstellen und dann gegen Brasilien ziehen.

Dieser Plan war auf den ersten Blick bestechend. Lopez verfügte über ein starkes Heer, das in keinem Verhältnis zu den wahren Kräften seines Landes stand. Er hatte die von seinem Vater angehäuften Gelder dazu verwandt, eine ausgezeichnete Bewaffnung zu sichern. Dazu kam der jahrhundertalte Gegensatz zwischen Argentinien und Brasilien. Dennoch mußten die Pläne des Präsidenten von Paraguay



scheitern! Nicht die äußeren Gegebenheiten, nicht das Kräfteverhältnis war dabei entscheidend, sondern die moralischen Mächte, die Lopez nicht einzuschätzen verstand. Es war unmöglich, daß der Machthaber von Asuncion, nur weil er ein starkes Heer unterhielt, sich zum Schiedsrichter von Südamerika aufwarf. Allein dieser Anspruch mußte ihn in Gegensatz zu allen freiheitsliebenden Kräften des Erdteils setzen und seinen Sturz herbeiführen. Je mehr er an äußerer Macht gewann, desto mehr mußten sich alle diejenigen zusammenschließen, die von der Herrschaft eines durch keine äußeren Schranken gebändigten Tyrannen das Ende der südamerikanischen Freiheit befürchteten.

Francisco Solano Lopez lebte in einer Traumwelt, die sich von den Wirklichkeiten dieser Erde gelöst hatte. Wir werden diesen Träumen unsere Bewunderung nicht versagen können, denn sie zielten auf nicht weniger, als einen Erdteil umzugestalten, ihm ein neues Gesicht, eine neue Ordnung zu geben. Dadurch, daß niemand seiner Umgebung wagte, ihm die Unmöglichkeit vorzustellen, diese hochfahrenden Gedanken zu verwirklichen, wurde Lopez dazu verführt, Gut und Blut der Nation dafür einzusetzen, diese Ziele, koste es was es wolle, zu verwirklichen. In diesem Auseinanderklaffen zwischen eingebildeter Welt und Wirklichkeit werden wir die eigentliche Wurzel des Wahnes erblicken können, in dem Lopez aufwuchs. Ohne die furchtbaren Katastrophen auf den Schlachtfeldern wäre es vielleicht niemals zum offenen Ausbruch einer Geisteshaltung gekommen, die von den Gegnern des Präsidenten als blanker Wahnsinn bezeichnet wurde, die jedenfalls für Paraguay die entsetzlichste Katastrophe aller Zeiten bedeuten sollte.

Zunächst allerdings mußte die Zusammenballung aller Macht bereits im Frieden bedeutende Anfangserfolge sichern. In blitzartigem Zugreifen erschienen die Truppen von Lopez am oberen Paraguay und besetzten die brasilianische Provinz Matto Grosso. Auf der Karte war der Sieg gewaltig; für den Ausgang des Krieges bedeutete er nichts, es sei denn, daß gerade dieser erste Erfolg die Gegner von Lopez sich noch fester zusammenschließen ließ, weil sie jetzt seine Macht zu fürchten begannen. Getroffen werden konnte Argentinien nur in Buenos Aires und Brasilien nur an der Küste, und diese Gebiete lagen un erreichbar weit. Nur ein Mann wie Lopez, der nicht mehr mit den Wirklichkeiten dieser Welt rechnete, konnte versuchen, mit seinen begrenzten Kräften den Krieg bis dorthin vorzutragen, wo allein die Entscheidung lockte.

Es ist später viel die Möglichkeit behandelt worden, was geschehen wäre, wenn Lopez, statt sich gegen Brasilien zu wenden, sich sofort gegen Buenos Aires in Marsch gesetzt hätte. Diese Berechnung verkennet, daß der Krieg sich grundsätzlich gegen den Kaiser von Brasilien richtete, und daß eine Hoffnung auf Sieg nur dann bestand, wenn Argentinien mindestens wohlwollend neutral blieb. Außerdem mußte sich der argentinische Widerstand versteifen, je weiter das paraguayische Heer in die weiten Flächen eindrang, auf denen bis dahin die Reiterheere der Gauchos unbestrittene Herren gewesen waren. So richtete Lopez an Argentinien das Ersuchen, seinem Heere den freien Durchmarsch durch die Provinz Misiones zu gestatten. Die Ablehnung dieser Bitte war noch einmal eine Warnung an Paraguay, wie die Dinge wirklich standen. Aber Lopez war blind und taub. Er sah nicht die gewaltige, mehr als die Hälfte des südamerikanischen Erdteils umspannende Macht, die sich ihm gegenüber aufrichtete. Er vertraute auf sein Heer, dessen Tapferkeit allerdings auch über jedes Lob erhaben war. Im April 1865 eröffnete er auch den Krieg gegen Argentinien und eroberte die Stadt Corrientes. Er vertraute immer noch darauf, daß sich wenigstens die Bevölkerung der Pro-



vinzen des Nordostens von Argentinien wegen ihrer alten Feindschaft gegen Brasilien für ihn erklären würden. Aber gerade seine Erfolge wurden ihm zum Verhängnis. Sie ließen die Gefahr dieses „totalen“ Staates so übermächtig erscheinen, daß Argentinien und Brasilien ihren alten Hader vergaßen und sich zu einem engen Bündnis gegen die aufstrebende Militärmacht zusammenschlossen, dem das nunmehr von Flores regierte Uruguay beitrug.

Im Vertrag vom 1. Mai 1865 wurden große Worte gebraucht. Nicht gegen das Volk, sondern nur gegen den „Tyannen“ von Paraguay sollte der Krieg geführt werden. Zugleich schlossen jedoch die Verbündeten einen Geheimvertrag, der die völlige Entwaffnung Paraguays, eine große Kriegsschädigung und die Veränderung der Grenzen zugunsten seiner Gegner vorsah. Nachdem erst einmal der Krieg ausgelöst worden war, meldete sich die Habgier und wollte Anteil an der zu erwartenden Beute. Es sollten jedoch noch Jahre vergehen, bis dieser Krieg entschieden war.

Lopez hatte seine Truppen in zwei Kolonnen geteilt, die nach Uruguay vorstößen sollten, um die brasilianische Partei zu vertreiben. Je weiter diese Kolonnen vorrückten, desto schwieriger wurde ihre Lage. Der Nachschub versagte völlig, während in den weiten Flächen am Uruguayfluß der Druck der feindlichen Reiterheere, denen die Paraguayer nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatten, immer größer wurde. Eine Kolonne marschierte in die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul ein und längs des Flusses Uruguay nach Süden. In der Stadt Uruguayana stieß sie auf zahlenmäßig weit überlegene feindliche Kräfte. Nachdem die Truppen, die auf dem Westufer des Flusses zurückgelassen worden waren, vernichtet waren, mußte sie nach heldenhaftem Widerstand sich ergeben.

Die andere Kolonne sollte durch Argentinien vorrücken. Sie kam noch weniger vorwärts. Je weiter sie sich von der heimatischen Basis entfernte, desto unsicherer fühlte sie sich, desto langsamer und zögernder ging sie vor. Die Grenze von Uruguay hat sie nicht erreicht. Damit brach der an sich großzügige strategische Plan von Lopez zusammen, daß die beiden Kolonnen sich in Uruguay vereinigen sollten, um dort gemeinsam die entscheidende Schlacht zu schlagen. Nicht der Feind, sondern der Raum hat die Paraguayer besiegt, der Raum, gegen den aller Heldennut ohnmächtig war. Von der Blüte der Jugend kamen nur versprengte Trümmer in die Heimat zurück.

Jetzt mußten alle großen Eroberungspläne aufgegeben werden, die einst den hochfahrenden Sinn von Lopez erfüllten. Der Kampf um das Dasein der Nation hatte begonnen. An der Einmündung des Paraguay in den Parana bezogen die Paraguayer ihr Lager, um den Übergang über diese Flüsse dem Gegner zu verwehren. Diesem stand die überlegene brasilianische Kriegsflotte mit Panzerschiffen zur Verfügung, die es ihm erlaubte, den Fluß zu überschreiten. Noch lebte jedoch in den Paraguayern die große Überlieferung ihrer Geschichte. Sie schlugen die feindliche Vorhut bei Estero Bellaco, und als sie von der feindlichen Hauptmacht weiter zurückgedrängt wurden, warf Lopez seine Truppen gegen die Schanzen von Tuyuti. Mit einem Todesmut sondergleichen, der nur aus dem indianischen Charakter, der unbedingten Hingabe an den Präsidenten und der unbegrenzten Liebe zur bedrohten Heimat zu erklären ist, warfen sich 23000 Mann gegen die Invasionsarmee. Als die Sonne sich über dem Schlachtfeld senkte, deckten es 13000 Mann. Weitere 3000 waren leichter verletzt, und nur noch 7000 waren kampffähig, während die Verbündeten ihre Verluste nur mit 3400 Mann angaben.



Der Traum des Lopez war aus, sein Heer zerschlagen, die Macht zu Ende. Sein Ehrgeiz, seine Verkenennung der wirklichen Größenverhältnisse, sein Wahn, aus dem Willen allein das Schicksal zu zwingen, hatten Staat und Volk vernichtet. Jetzt erst riß der Schleier, der bisher den Blick des Diktators verhüllt hatte. Er sah den Abgrund, vor dem er stand. Da hatte er die menschliche Größe, seine Person opfern zu wollen: er bot seinen Rücktritt als Friedenspreis an. Es war zu spät. Einst hatte sein Ehrgeiz den Krieg entfesselt, aber die Lage hatte sich grundlegend verändert. Die Verbündeten glaubten, den Sieg in der Hand zu haben, und weigerten sich, allein den Rücktritt des Diktators als Friedensbedingung anzuerkennen. Was der eine in seinem Wahn verschuldet, mußte das ganze Volk jetzt büßen! *Plectuntur Achivi!*

Wir wollen die Geschichte des entsetzlichen Paraguankrieges während der nächsten vier Jahre nicht im Einzelnen verfolgen, bis im äußersten Nordwesten des Landes Lopez im Kampf getötet wurde. Von der Bevölkerung von über einer Million waren höchstens 300 000 übriggeblieben, meist Frauen und Kinder. Das Verhältnis von Frauen zu Männern soll nach dem Kriege zehn zu eins gewesen sein, da die Feinde auch die Knaben töteten, damit sie nicht später die Waffen ergreifen könnten. Auch die Feinde hatten schwere Verluste erlitten, weniger auf dem Schlachtfelde als in den Krankenhäusern. Diese Opfer waren selbst die unbedeutenden Grenzverschiebungen nicht wert. Die Folgen des Krieges in schweren finanziellen Lasten und in der Lähmung des sich anbahnenden Aufschwunges wirkten sich auch bei ihnen noch über ein Jahrzehnt hin aus. Sie stehen jedoch in keinem Verhältnis zu der Katastrophe, die über das unglückliche Paraguay hereingebrochen war, von dem es sich erst ein halbes Jahrhundert später erholte.

So liegt heute noch ein Fluch über dem Namen Lopez, des finsternen Tyrannen. Als er sich immer weiter zurückgedrängt sah, griff er zu immer unsinnigeren Massregeln. Der Wahn, der im Anfang noch verhüllt erschien und die Formen großartiger Pläne und kühnster Entwürfe annahm, machte sich in der Aufopferung der Truppen und vor allem im Mißtrauen gegen seine engste Umgebung Luft. Sogar seine eigene Familie wurde nicht verschont. Seinen Bruder ließ er foltern und wegen angeblicher Verschwörung gegen seine Person hinrichten. Je mehr sich jedoch sein Wahn auswirkte, desto mehr wurde sein Mißtrauen berechtigt, denn desto mehr Personen mit Verantwortungsgefühl suchten einen Weg, der Nation das Äußerste zu ersparen und einen ehrenvollen Frieden zustande zu bringen. Mit den furchtbaren Mitteln des halb mittelalterlichen Strafrechts seiner Zeit schlug Lopez alle diese Versuche nieder. Das Volk Paraguays mußte seinen Kreuzweg bis zum bitteren Ende gehen.

Seitdem sind Stimmen aufgetaucht, die Lopez zu rechtfertigen suchten. Es kann kein Zweifel sein, daß er eine machtvolle Persönlichkeit war. Er hat ein Heer geschaffen, das Hervorragendes geleistet hat, er hat dem Staat eine Machtsfülle gesichert, die in Südamerika einzig war, wobei er sich allerdings auf die Arbeit seiner Vorgänger stützen konnte. Er hatte nur einen Fehler, er war vom Wahn beherrscht, daß er mit seinen Mitteln berufen war, eine Neuordnung in Südamerika zu schaffen. Dazu reichten seine Mittel nicht aus. Statt das zu erkennen, ließ er lieber alles zugrunde gehen. In der Übersteigerung, der Hybris der Griechen, liegt seine geschichtliche Schuld. Er hat sie mit seinem Tode bezahlt, aber die Flut von Tränen, die sein unheilvolles Auftreten über die Erde brachte, konnte dieser Tod nicht tilgen. So steht er in der Geschichte Südamerikas einzigartig da, nicht



als leuchtendes Vorbild, wohl aber als warnendes Beispiel menschlicher Schwäche in großen Plänen gegenüber der Wirklichkeit.

Wenn jetzt auf der La-Plata-Konferenz in Montevideo Argentinien sich damit einverstanden erklärt hat, zwar nicht die freie Durchfahrt auf dem Strome, wohl aber freien Handelsverkehr zu gewähren, so kann sich so wenigstens zum Teil der große Plan des Lopez auf friedliche Weise verwirklichen.

RUDOLF PECHEL

## Begegnung mit den Vorfahren

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.“

Goethe, Iphigenie auf Tauris.

„Er war am Ende doch ein Deutscher, und diese Nation gibt sich gern Rechenschaft von dem, was sie tut.“

Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre.

„Nichts ist schlimmer als das Glück der Freveler.“

Augustinus.

Eine Beschäftigung mit den eigenen Ahnen hat nur dann ihren vollen Sinn, wenn sie die jedem Menschen vordringlich gestellte Aufgabe der Selbsterkenntnis fördert. Das gilt in erhöhtem Grade für jedes Kulturvolk, dessen Forschen nach dem eigenen Wesen niemals aussetzen darf, und das niemals von der Pflicht der erbarmungslosen Selbstanalyse befreit werden kann, wenn nicht unabsehbares Unglück angerichtet werden soll. Die Geschichte lehrt an mehr als einem Beispiel, so aus der jüngsten Zeit am Frankreich von 1940, daß eine Nation immer nur in einer Scheinblüte stand, die sich eine Legende ihrer eigenen Herrlichkeit und Vortrefflichkeit aufreden ließ, die unter Ablehnung jeder ernsthaften Kritik Zufriedenheit mit dem eigenen Wesen predigte, das man womöglich noch als Heilmittel für die ganze Welt anpries.

Wie der Einzelne die Einsicht in das wechselseitige Bedingtsein seiner Stärken und seiner Schwächen braucht — „jede menschliche Vollkommenheit ist einem Fehler verwandt, in welchen sie überzugehen droht; jedoch auch, umgekehrt, jeder Fehler einer Vollkommenheit“, sagt Schopenhauer — um die unabdingbare Distanz zu sich selbst zu gewinnen und seine Zulänglichkeit und Unzulänglichkeit immer erneut schonungslos zu überprüfen, so braucht ein Volk solche Wesensforschung in besonderem Maße. Nur schwächliche oder kranke Völker suchen sich solcher Pflicht zu entziehen — der Größenwahnsinn gehört zu den gefährlichsten geistigen Erkrankungen eines Volkes — starke und gesunde Völker wollen bei aller vernünftigen Selbstliebe unbestechliche Kritik, weil sie wissen, daß man nur durch Analyse des eigenen Wesens zur Synthese gelangen kann. Es entscheidet über die seelische Kraft einer Nation, welches Maß an Kritik sie verträgt und verlangt — siehe das französische Volk 1940.

Zur richtigen Kritik gehört eine lange Selbstzucht, die mutig Inventur der eigenen Erbmasse macht, aus den Fehlern der Vergangenheit und Gegenwart lernt für das Heute und Morgen und die sorgfältig überprüfte Substanz des eigenen Wesens mit ihren Aktiven und Passiven richtig auswertet für das eigene



Handeln, da Schranken niederreißt, wo positive Kräfte gehemmt sind, und da Schranken setzt, wo chaotische und schlechte Triebe auszuwuchern trachten, um neue Sünden gegen das eigene Gesetz und hochmütige geistige Autarkie, und damit Entartung, zu vermeiden. Nur eine solche Gewissensforschung macht ein Volk widerstandsfähig gegen unausweichliche Schicksalsschläge.

Aber damit allein ist es nicht getan. Sonst wäre das deutsche Volk vor aller Gefährdung bewahrt geblieben. Denn kein anderes Volk hat es mit der Selbstkritik des eigenen Wesens weiter getrieben als das deutsche. Seine stärksten und erhabensten Geister haben immer wieder mit schonungsloser Schärfe auf die ernststen Gefahrenquellen der eigenen Art hingewiesen in einer unüberbietbaren Fülle an Ernst, Klarheit, Einsicht und Ethos und in produktiver Kritik. Sie konnten sich gegenüber der gefälligen Legende nicht durchsetzen.

Aber erst aus der Klarheit über den Zustand entspringt die Kraft zur Genesung für den Kranken. Er braucht auch die Liebe, die in den Fehlern sich vertieft und erst recht entfaltet zu einer Wärme, die Heilkraft besitzt. Was verschlägt es der Liebe, an einem geliebten Bilde Schatten und Flecke zu entdecken? Die Mutter liebt am stärksten ihre Sorgenkinder — aber schweigen darf sie nicht. Auch in den Fehlern noch zu lieben, ist das eine — aber sie zu erkennen, ist das andere. In der Reihe der großen Kritiker unseres Volkes finden wir, wie es Friedrich Schlegel in einer meisterhaften Arbeit „Deutsche Selbstkritik“ nachweist, gerade die stärksten und produktivsten Geister unseres Volkes: Goethe, Hölderlin, Nietzsche, Arndt, Novalis, Grillparzer, Hegel, Jean Paul, Lagarde, Fichte u. v. a.

Niemals war die Kluft zwischen den Kritikern aus deutschem Gewissen und der Mehrheit des Volkes größer als in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg, als die von Fanfaren und Trompeten, Pauken und Trommeln begleitete, von flatternden Fahnen umhüllte Kaiser-Geburtstags-Legende von der Unbesiegbarkeit und Herrlichkeit des deutschen Volkes grassierte. Tragisch war das Auseinanderklaffen zwischen wahren Nationalgefühl und Geist gerade in der Stunde der drohenden Gefahr, und daß wir damals fern von der *unio mystica* zwischen Geist und Nationalgefühl waren. Man darf nicht sagen, daß der Zustand ausschließlich der Führung zur Last fiel. Wesentliche Schuld trug die Knechtseligkeit des Bürgertums, das schon damals den Anspruch verwirkt hatte, sich in Revolutionen zu bewähren. Es war die Zeit, als der „Simplizissimus“ das bekannte bössartige Bild von August Scherl in der Reihe berühmter Männer brachte, die sich selbst durch einen Leitspruch charakterisierten, mit dem Motto: „Jeder Deutsche trägt den Lakaienfrack im Tornister.“

★

Die lautersten Quellen zur Selbsterkenntnis eines Volkes fließen aus der Geschichte. Für die historische Wahrheit über die germanischen Vorfahren des deutschen Volkes sind sie bekanntlich einigermaßen spärlich. Auch die so erfreulich vermehrten Bodenfunde sagen über den Volkscharakter doch nur in beschränktem Umfang aus. Im wesentlichen sind wir ja auf Julius Cäsar und Tacitus, seine „Germania“ und die Annalen, von denen nicht einmal die Hälfte auf uns gekommen ist, und auf Cassius Dio angewiesen. Ebenso sind gerade die für uns bedeutsamsten Bücher des Livius, die Bücher 104 und 139 — 142, die zwanzig Bücher des älteren Plinius über die Germanenkriege sowie die Historien des Poseidonios, von des Plinius Annalen und den Werken des Aufidius Bassus zu schweigen, verlorengegangen. Unsere Kenntnisse bleiben also dürftig.



Alle Geschichtschreiber, die über die Zeiten berichten, als die einzelnen Stämme der Germanen in die Geschichte eintraten, gehören fremden Völkern an. Diese Tatsache ist nach zwei Richtungen hin in Rechnung zu stellen, sowohl in Absprechung, wenn man den Gegner herabsetzen wollte, wie im Lobe, wenn man wie Tacitus dem eigenen, der Auflösung sich nähernden Volke die ungebrochene Volkskraft und die reinen Sitten eines gefährlichen Gegners als Mahnung hinzustellen suchte.

Aus den geschichtlich überlieferten Taten lassen sich trotz fehler- und lückenhafter Berichterstattung Rückschlüsse auf den Charakter des Volkes und den Geist der Nation ziehen. Solche Rückschlüsse bleiben aber einigermaßen problematisch, da sehr subjektive Urteile der Geschichtschreiber mitsprechen.

Deshalb müssen die Denkmäler herangezogen werden zur Erkenntnis der Art des Volkes, die es sich selber schuf. Das sind für die germanischen Völker die Helden sagen. Nur die Helden der Vorzeit, zu deren Haltung und Geist die Gesamtheit sich bekannte, sind in die Sage eingegangen. Also nur die, in denen das Volk die höchste Verkörperung des eigenen Wesens sah in der Deutung, die der Dichter ihnen gab, der sie ins Überzeitliche erhöhte. Man darf mit Zug annehmen, daß in diesen Gestalten der Sage die Grundsätze und Ideale dargestellt wurden, nach denen das Volk regiert werden wollte und die das Volk für das eigene Gewissen als verbindlich anerkannte. Daß man sich hierbei im wesentlichen auf die deutschen Helden sagen zu beschränken hat und der Edda gegenüber eine gewisse Zurückhaltung üben muß, da ihre Helden einer allgemein wesentlich jüngeren Überlieferung angehören und auch die Lebensverhältnisse im Norden grundlegend andere geworden waren, ist verschiedentlich hervorgehoben.

Der germanische Held anerkannte nur ein Gesetz, dem er sich unterwarf: das Gesetz der Ehre. Sein Begriff des Heldischen war durchaus tragisch. Er bedeutete ein in Tat und Untat, in Leid und Tod, in Treue und Verrat großbleibendes Leben. Zwar sind die Güter der Welt das Höchste für den Helden, denn sie zu erwerben, vollbringt er seine Taten. Sie werden aber in dem Augenblick zu nichts, wenn sie mit dem Zwang der Ehre in Widerspruch geraten. Nach dem Ehrgebot allein, das wie eine Art Ehrenfoder — fast wäre man versucht zu sagen wie ein Komment — gehandhabt wurde, gestaltete der Held sein Leben. Denn im Jenseits nach dem Tode fand er keinen Lohn, der Glaube an Walhalla ist erst wesentlich späteren Ursprungs. Der Konflikt, in den jeder Held geriet, ja in dem er eigentlich ständig stand, war der: Ehre gegen Ehre. Das Ehrgebot verlangte als selbstverständliches Opfer, das nicht den Wert und die Bedeutung eines Opfers hatte, die Preisgabe des eigenen Lebens. Es verlangte aber auch, was schwerer wog, das Opfer jeder persönlichen Empfindung. Die Treue gegen die Sippe, den Blutsbruder, den Gefolgsherrn, den Eid und die Verpflichtung zur Blutrache spielten die Hauptrolle. Aber immer, wenn Fragen der Treue in den Konflikt mit einbezogen wurden, siegte das unpersonliche Gebot des Ehrgebotes. So konnte sich die Selbstvollendung eines heldischen Lebens, das im Begriff verkrampft war, nur im Tode vollziehen, der als Beispiel zu gelten hatte und das Fortleben im Gedächtnis des eigenen Volkes sicherte. Der Held wahrte die Unbedingtheit seines Handelns bis zur grausamen Härte gegen sich selbst und den Nächsten. In dem schönen Buche von Friedrich Wolters und Carl Petersen, „Die Helden sagen der germanischen Frühzeit“, das jetzt in 5. Auflage erscheinen konnte, heißt es:

„Alle tragen die Eigenschaften einer männlich-kriegerischen Zeit: die stolze Verhaltensweise des Erwartens und die rauschhafte Leidenschaft der Tat, die Blutrunktheit und Un-



erbittlichkeit gegen den Feind und die vornehme milde Schonung gegen den Überwundenen, die weise Mäßigung in Freude und Trauer, die Bändigung des Schmerzes. Nicht der freie Schrei des Südländers ist ihr Teil, sondern ingrimmigcs Ertragen der größten Qualen und stolzes Sichverweigern gegen die Schwäche, aber auch überschäumende Maßlosigkeit des Begehrens und Wollens in der Gier nach dem verhängnisvollen Gold, nach allen Macht-schätzen der Erde, daneben Großmut und Freigebigkeit gegen Freunde und Genossen, die den begehrten Schatz verschwendet und selbst den Ruhm der heldischen Tat verschenkt, unverbrüchliche Treue und Dankbarkeit, aber auch Treulosigkeit und Meidingswerk wider den geschworenen Herrn, Wahrheitsliebe und Unverletzbarkeit des gegebenen Wortes, ein trun-kener Stolz hinauszurufen, was man getan, und koste es gleich das Leben, den Gefränkten noch mit der kränkenden Tat zu höhnen, wenn man im Angesicht des Todes steht, endlich Ehrlichkeit im Kampf, denn List ist unwürdig, wenn nicht die höchste Pflicht, die Rache, auch sie wie jede Handlung in ihrem Dienste heiligt. Denn die Rache schont weder Schlaf noch Gastrecht, weder das Band der Ehe noch den Schwur der Freundschaft: ihr hartes Gesetz zu erfüllen, mordet der Freund den Freund, die Schwester den Bruber, die Gattin den Gatten, die Mutter den Sohn, und nur zuweilen beim Weibe überwindet die Liebe die furchtbare Pflicht.

In scheinbar völligen Gegensätzen bewegen sich diese Eigenschaften des Helden: Treue steht neben Untreue, Härte neben Milde, Gier neben Kargheit, aber sie schließen sich nicht aus, weil es keine unbedingten Werte sind, nach deren Forderungen der Held das Leben vollziehen mußte, keine göttlichen Normen oder gar Götter, denen er nachstreben mußte, um sein Wesen in ihnen zu vollenden, sondern nur die jeweiligen Bedingungen des Da-seins, in denen er seine Selbstdarstellung zu bewähren hat: vor dem Gebot der Verwährung, dem einsamen Gesetz der Edlen, gibt es nicht ‚Sünde oder Sitte‘, vor dem heldischen Tun gilt weder Urteil noch Feme, es hat sein Maß nur in sich selbst und sein Gericht nur im Verfall vor dem Gebot der Stunde.“

Die Rückschlüsse, die man auf die sittliche Haltung der germanischen Helden aus den Sagen ziehen kann, sind: höchste Schätzung der Ehre, Selbstachtung und dadurch sittliche Würde, Selbstbeherrschung und Todesverachtung. Die Heldensagen sind deshalb lehrreich, weil sie zeigen, wie die Germanen gewünscht haben zu sein. Sie geben das Ideal. Lehrreicher noch sind die überlieferten Geschicht-schreibungen, weil sie zeigen, wie die Germanen waren, also Wirklichkeit geben.

Wie sah denn nun die geschichtliche Wirklichkeit bei den Germanen aus? Wir folgen nachstehend den Ausführungen von H a n s N a u m a n n, der gesam-melte Reden und Aufsätze zum germanischen Überlieferungszusammenhang unter dem Titel „Altdeutsches Volkskönigtum“ (Stuttgart, J. W. Meßler. NM 8,50) herausgegeben hat. Wesentlich ist Naumanns Feststellung, daß das Hauptzeugnis über die Germanen, Tacitus‘ „Germania“, als im höchsten Grade glaubwürdig angesprochen werden muß. Nicht nur die überraschende Fülle der richtigen Einzelheiten, die er überliefert, nicht nur die Geringfügigkeit der Lücken, sondern vor allem der so außerordentlich wahre und richtige Ton und Geist verleihen dem Buche seinen unvergleichlichen Wert.

Die Formen der germanischen Herrschaft entsprangen aus den Ordnungen, die das gesamte Volksleben beherrschten: aus der Sippe und aus der Gefolgschaft. Tacitus berichtet bekanntlich, daß die Germanen ihre Könige aus dem Adel, ihre Führer nach ihrer Tüchtigkeit wählten. Dabei bedeutet der Adel, die nobilitas, die einwandfreie edle Abkunft aus einer freien Sippe weiffenfähiger Männer. Der nobilis war meistens der Herr einer großen Sippe, die nobiles sind also eine besonders gehobene Schicht der Freien gewesen. Mit wenigen Ausnahmen ist wohl stets der Volkskönig aus diesem Kreise genommen. Die Führer im Kriege, die duces, wurden jedoch nur auf Grund ihrer persönlichen Eignung gewählt.



Sie waren fähig zur Führung mehr durch ihr Beispiel als durch Macht oder Befehl, indem sie stets zur Stelle sind, sich auszeichnen, in vorderster Linie kämpfen, also durch die Bewunderung, die sie erregen.

Cäsar liefert eine glaubwürdige Beschreibung von der Wahl der duces: „Wenn einer von den Großen im Thing erklärt, er wolle Führer sein, wer ihm folgen wolle, solle sich melden, dann erheben sich diejenigen, die die Sache und den Mann (causam et hominem) gutheißen, versprechen ihren Beistand, und die Menge zollt ihnen Beifall.“ Also beruht die Führerschaft auf der Persönlichkeit dessen, der sich zum Führer anbietet, aber ebenso sehr auch auf der Sache, die er vertreten will. Kennzeichnend ist, daß zu den selbstverständlichen Eigenschaften eines Volkskönigs oder Führers im Kriege in hervorragendem Maße bei den Germanen die Rednergabe treten mußte, eine Rednergabe, die sich auch jedem Gegner gegenüber durchsetzte. Denn es war keineswegs so, daß es gegen den germanischen König oder Führer keinen Widerspruch gegeben hätte. Machiavellis Wort: „Ein Fürst, der tun kann, was er will, ist toll, und ein Volk, das tun kann, was es will, ist nicht weise“, war auf die Germanen nicht anzuwenden, und man brauchte nicht das Vertrauen aller zu dem Einen und des Einen zu sich zu bewundern. Höchstes Verantwortungsbewußtsein beseelte den, der die Führung erstrebte, und damit war die Vertrauensbasis gegeben. Der Führer mußte überzeugen in Rede und Gegenrede, da die freie Meinungsäußerung ein selbstverständliches Recht jedes freien Mannes war. Jeder Führer war auch abseßbar; zuvor aber mußte die Voraussetzung des Vertrauens erschüttert sein, sonst blieb er unabseßbar. Ein Herrscher, der das Recht brach, rief dadurch gefeglichen Widerstand gegen sich hervor. Es gibt viele Beispiele, wo solche Abseßungen durchgeführt wurden, da die Volksgemeinschaft nicht blind auf den Einen eingeschworen war, sondern seine Gegner mit der gleichen Freiheit anhörte wie ihn selbst. Wenn der König auf die Länge kein Glück hatte, war das hinreichender Grund, ihn abzusetzen, ja selbst den Göttern zu opfern. Der germanische Volkskönig war durchaus kein Gott auf Erden, er unterlag der freiesten Kritik. Das war der Gegensatz zu den Herrschern orientalischer Völker, die durch Lobhudler vergottet wurden.

Im Laufe der geschichtlichen Entwicklung wob sich allmählich, aber nur langsam um den König als Träger der Krone das Geheimnis, das die magische Kraft der Krone verkörpert. Der König wird zum Mittler zu den Göttern. „Auch im Germanischen sind, wie bei manchen anderen Völkern, von Anfang an nicht zu trennen das Problem des Königtums und das Problem des Glaubens an die persönlich aufgefaßte Gottheit, deren Kult gerade Sache des Königs ist. Daraus ergibt sich eine politische und eine magische Seite unseres Themas.“ Von dem König und seiner Gnade bei den Göttern hängt das Gedeihen des Volkes ab. Er selber muß das Opfer bringen in frommer Weise, im Vertrauen auf die Hilfe der Götter, sonst hilft es nicht. Führt das Opfer nicht zum gewünschten Ziele, so ist die Person des Königs selber daran schuld, seine magische Kraft reicht nicht aus, und nur seine eigene Hinopferung kann die Götter versöhnen. Die Macht des Königs war weder unbegrenzt noch eine Willkürherrschaft, und das Führertum blieb lange Zeit an die Wahl durch das Volk gebunden. In Wahrheit aber bestimmte nicht das Volk — die große Masse der Halbfreien und Sklaven war überhaupt rechtlos — sondern der Adel, die Besten der Freien und die Vorbilder des Volkes. Auch in der Volksversammlung waren die Adligen die wirklichen Führer. Aber es gibt viele Beispiele, daß der freie Mann seinen Stolz und Trotz gegenüber dem Fürsten bewährte. Grundsätzlich sollte wohl Gleichberechtigung zwischen Volk und Herrscher



bestehen, in Wahrheit aber wurde der Schwache unterdrückt, wenn es dem Mächtigen gefiel, sich über die Gleichberechtigung hinwegzusetzen.

Ein gemeinsames Band der Treue, freiwilliger Gefolgschaft, beiderseitiger Anerkennung gleichen Rechtes soll alle umschlungen haben, aber immer wieder verhinderte der gelbe Neid, Feindschaft der Sippen und Stämme sowie das Fehlen von Disziplin ein einheitliches Handeln als Volk (Johannes Böhler, „Deutsche Geschichte“, Band I). „Es bricht der Wolf, o Deutschland, In deine Hürde ein, und deine Hirten streiten Um eine Handvoll Wolle sich.“

Unter den so oft beschriebenen Übeln der Deutschen: Uneinigkeit, Mangel an äußerer und innerer Disziplin, dem Chaotischen im Charakter, unter Neid und Untreue — die wohl nicht zur Erbmasse gehörten — litten die germanischen Führer in der Frühzeit unserer Geschichte wie die späteren Führer durch viele Jahrhunderte.

Bei sachlicher und ruhiger Betrachtung des Wesens und der Art der Germanen ist festzustellen, daß ein gesundes, starkes, sittlich unverdorbenes Volk seinen Anspruch an die Geschichte anmeldete. Daß aber im heutigen Sinne nicht ideale Zustände herrschten, liegt an der geschichtlichen Entwicklungsstufe. Trotzdem sprach Jacob Grimm das Wort: „In die Geschichte der Germanen ist ein Morgenrot gestellt, um das andere Völker sie beneiden können.“

Voraussetzung aber für die richtige Entwicklung war, daß das gesunde Bestreben, durch Kritik den schöpferischen Kern des nationalen Wesens von allen Schlacken zu reinigen, in dem Bewußtsein des Volkes zum Durchbruch kam und die Geschichte und ihre Tatsachen nicht als bloßer Wissensstoff, sondern als Mittel zur Selbsterziehung angesehen wurden.

## LEBENDIGE VERGANGENHEIT

### Georg Christoph Lichtenberg

(1742–1799)

Die Furcht vor dem Tod, die den Menschen eingeprägt ist, ist zugleich ein großes Mittel, dessen sich der Himmel bedient, sie von vielen Untaten abzuhalten; vieles wird aus Furcht vor Lebensgefahr oder Krankheit unterlassen.

★

Ich gehe zuweilen in acht Tagen nicht aus dem Hause und lebe sehr vergnügt, ein ebenso langer Hausarrest auf Befehl würde mich in eine Krankheit werfen. Wo Freiheit zu denken ist, da bewegt man sich mit einer Leichtigkeit in seinem Zirkel, wo Gedankenzwang ist, da kommen auch die erlaubten mit einer scheuen Miene hervor.

★

Es tun mir viele Sachen weh, die andern nur leid tun.

★



Die Sanduhren erinnern nicht bloß an die schnelle Flucht der Zeit, sondern auch zugleich an den Staub, in welchen wir einst verfallen werden.

★

Gib meinen guten Entschlüssen Kraft, ist eine Bitte, die im Vaterunser stehen könnte.

★

Das ist wahr, meine Schuhe kann ich mir nicht selbst machen, aber, ihr Herren, meine Philosophie laß ich mir nicht zuschreiben. Meine Schuh' will ich mir allenfalls machen lassen, das kann ich selbst nicht.

★

Auch ich habe meine Empfindung beschreibende Prosa oft mit einem Entzücken gelesen, das meine sterbliche Hülle mit einer wollüstigen Gänsehaut überzog; ich habe bei protestantischem Kopf und Herzen in den Hallen eines katholischen Tempels bei heiliger Musik und unter dem Donner der Pauken die Tritte des Allmächtigen zu hören geglaubt und Tränen der Andacht geweint.

★

Ich kann nicht leugnen, mein Mißtrauen gegen den Geschmack unserer Zeit ist bei mir vielleicht zu einer tadelnswürdigen Höhe gestiegen. Täglich zu sehen, wie Leute zum Namen Genie kommen, wie die Kellerassel zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viele Füße haben, sondern weil die meisten nicht bis auf vierzehn zählen können, hat gemacht, daß ich keinem mehr ohne Prüfung glaube.

★

Wenn sie auf dem Leihhause Menschen annähmen, so möchte ich wohl wissen, wieviel ich auf mich geborgt bekäme.

★

Unternimm nie etwas, wozu du nicht das Herz hast, dir den Segen des Himmels zu erbitten.

★

Es kann einer ein großer Staatsmann, Soldat und Gottesgelehrter sein, allein die Eigenschaft, sich mit Mut dem Vorurteil und dem Aberglauben in physischen Dingen entgegenzustellen, kann ihm fehlen. Hier kann nur der urteilen, der die Geschichte der menschlichen Irrtümer studiert hat, der weiß, wie der Mensch ohne Vorsatz zuweilen sich und andere betrügt, der weiß, wie oft der Weiseste bei Erklärung der Erscheinungen in der Natur die Hand auf den Mund legen muß.

★

Jeder Mensch hat auch seine moralische backside, die er nicht ohne Not zeigt, und die er solange als möglich mit den Hosens des guten Anstandes zudeckt.

★

In jedes Menschen Charakter sitzt etwas, das sich nicht brechen läßt — das



Knochengebäude des Charakters; und dieses ändern wollen, heißt immer, ein Schaf das Apportieren lehren.

★

Von dem Ruhme der berühmtesten Menschen gehört immer etwas der Blödsichtigkeit der Bewunderer zu; und ich bin überzeugt, daß solchen Menschen das Bewußtsein, daß sie von einigen, die weniger Ruhm aber mehr Geist haben, durchgesehen werden, ihren ganzen Ruhm vergällt. Eigentlicher ruhiger Genuß des Lebens kann nur bei Wahrheit bestehen.

★

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übel nimmt.

★

Sollte nicht manches von dem, was Herr Kant lehrt, zumal in Rücksicht auf das Sittengesetz, Folge des Alters sein, wo Leidenschaft und Neigungen ihre Kraft verloren haben und Vernunft allein übrigbleibt? — Wenn das menschliche Geschlecht in seiner vollen Kraft etwa mit dem vierzigsten Jahre stirbe, was für Folgen würde dieses auf die Welt haben? Aus der Verbindung der ruhigen Weisheit des Alters entsteht viel Sonderbares. Ob es nicht noch einmal einen Staat geben wird, in welchem man alle Menschen im fünfundvierzigsten Jahre schlachtet?

★

Die Großen mit ihren langen Armen schaden oft weniger als ihre Kammerdiener mit den kurzen.

★

Das Einreißen bei gewöhnlichen Anstalten ist ein großes Verderben, vorzüglich in der Politik, Ökonomie und Religion. Das Neue ist dem Projektmacher so angenehm, aber denen, die es betrifft, gemeiniglich sehr unangenehm. Der erste bedenkt dabei nicht, daß er es mit Menschen zu tun hat, die mit Güte unvermerkt geleitet sein wollen, und daß man dadurch sehr viel mehr ausrichtet als mit einer Umschaffung, deren Wert denn doch erst durch die Erfahrung entschieden werden muß. Wenn man doch nur das Letztere bedenken wollte! Man schneide die Glieder nicht ab, die man noch heilen kann, wenn sie auch gleich etwas verstümmelt bleiben; der Mensch könnte über der Operation sterben. Und man reiße nicht gleich ein Gebäude ein, das etwas unbequem ist, und stecke sich dadurch in größere Unbequemlichkeiten. Man mache *k*leine Verbesserungen!

★

Wenn es noch ein Tier gäbe, dem Menschen an Kräften überlegen, das sich zuweilen ein Vergnügen machte, mit ihm zu spielen, wie die Kinder mit Mailäfern, oder sie in Kabinetten aufspießte wie Schmetterlinge — ein solches Tier würde wohl am Ende ausgerottet werden, zumal wenn es nicht an Geisteskräften dem Menschen sehr weit überlegen wäre. Es würde ihm unmöglich sein, sich gegen die Menschen zu halten. Es müßte ihn dann verhindern, seine Kräfte im mindesten zu



üben. Ein solches Tier ist aber wirklich der Despotismus, und doch hält er sich noch an so vielen Orten.

★

Ich sehe nicht, was es schaden kann, dem Patriotismus, für den nicht alle Menschen Gefühl haben, Liebe des Königs unterzuschieben, wenn der König so herrscht, daß alles aus Liebe zu ihm und Treue gegen ihn geschieht. Liebe und Treue gegen einen rechtschaffenen Mann ist dem Menschen viel verständlicher als die gegen das beste Gesetz. Was für eine Macht haben nicht die Lehren der Tugend, wenn sie aus dem Munde rechtschaffener Eltern kommen. Gott hat gesagt, du sollst nicht töten, du sollst Vater und Mutter ehren, du sollst kein falsch Zeugnis reden . . . Gott, der Herr der Natur, dein Schöpfer hat es dir geboten; das versteht jedermann. Der Beweis aus dem Rechte der Natur ist nicht so verständlich. Jene Worte sind deswegen kein Betrug, denn es ist die Stimme der Natur und Gottes.

★

Ich möchte wohl wissen, ob alle, die wider die Gleichheit der Stände schreiben und dieselbe lächerlich finden, recht wissen, was sie sagen. Eine völlige Gleichheit aller Menschen, so wie etwa aller Maikäfer, läßt sich gar nicht denken; so können es auch die Franzosen unmöglich verstanden haben, denn sie reden ja überall von den Reichen. Unter den Studenten auf Universitäten findet eine solche Gleichheit statt; der ärmste Student dünkt sich so viel wie der Graf und gibt diesem nichts vor, und das ist recht so, ob er gleich gerne zugibt, daß er im Collegio an einem besondern Tische sitzt und bessere Kleider trägt. Nur muß er als Graf keine Vorzüge prätendieren; die ihm bewilligten läßt ihm jedermann gerne. Wollte er welche prätendieren, so wäre dieses der Weg zu bewirken, daß man ihm alle versagte. Nur die stolzen Prätensionen sind, was der freie Mensch nicht vertragen kann; er ist übrigens gar sehr geneigt, wenn man ihn gehen läßt, jedem die Vorzüge zu bewilligen, die er verdient, und was er für welche verdient, dazu hat er gewöhnlich ein sehr richtiges Maß. Jede Achtung ist ein Geschenk, das nicht erzwungen werden darf und kann.

★

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht untergeht, wie sich Spanien ehemals rühmte, sondern was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt.

★

Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland getan worden.

★

Jeder kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber so viel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll.

★

Große Eroberer werden immer angestaunt werden, und die Universalhistorie wird ihre Perioden nach ihnen zuschneiden. Das ist traurig, es liegt aber in der menschlichen Natur. Gegen den großen und starken Körper selbst eines Dummkopfs



wird immer der kleine des größten Geistes, und sonach der große Geist selbst, verächtlich erscheinen, wenigstens für den größten Teil der Welt, und das, solange Menschen Menschen sind. Den großen Geist im kleinen Körper vorzuziehn, ist Überlegung, und zu d e r erheben sich die wenigsten Menschen. Bei einem Viehmarkt sind immer die Augen auf den größten und fettesten Ochsen gerichtet.

★

Was die wahre Freiheit und den wahren Gebrauch derselben am deutlichsten charakterisiert, ist der Mißbrauch derselben.

★

Es ist mit den Jubelfeiern eine eigne Sache; wer gerne feiert, kann die Feste mit ein paar Federstrichen leicht vermehren.

★

Aus dem, was der Mensch jezo in Europa ist, müssen wir nicht schließen, was er sein könnte.

★

Ich möchte wohl wissen, was geschehen würde, wenn einmal die Nachricht vom Himmel käme, daß der liebe Gott ehestens eine Kommission von bevollmächtigten Engeln herabschicken würde, in Europa herumzureisen, so wie die Richter in England, um die großen Prozesse abzutun, worüber es in der Welt keinen andern Richter gibt als das Recht des Stärkeren. Was würde dann aus manchen Königen und Ministern werden? Mancher würde lieber um gnädigsten Urlaub ansuchen, einem Walfischfang beizuwohnen oder die reine Kap-Horn-Luft zu atmen, als an seiner Stelle bleiben.

★

Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als puzen?

★

Die menschliche Haut ist ein Boden, worauf Haare wachsen; mich wundert's, daß man noch kein Mittel ausfindig gemacht hat, ihn mit Wolle zu besäen, um die Leute zu scheren.

★

Es soll in einem gewissen Lande Sitte sein, daß bei einem Kriege der Regent sowohl als seine Räte über einer Pulvertonne schlafen müssen, solange der Krieg dauert, und zwar in besonderen Zimmern des Schlosses, wo jedermann frei hinschauen kann, um zu beurtheilen, ob das Nachtlcht auch jedesmal brennt. Die Tonne ist nicht allein mit dem Siegel der Volksdeputierten versiegelt, sondern auch mit Riemen an den Fußboden befestigt, die wieder gehörig versiegelt sind. Alle Abend und alle Morgen werden die Siegel untersucht. Man sagt, daß seit geraumer Zeit die Kriege in jener Gegend ganz aufgehört hätten.

★



Wenn Heiraten Frieden stiften können, so sollte man den Großen die Vielweiberei erlauben.

★

Die Mehrzahl dieser Aphorismen ist einer neuen Lichtenberg-Ausgabe entnommen, die Ernst Vincent unter dem Titel „Tag und Dämmerung“ gemacht hat (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 5 Abb. RM 5,25). Er hat ein sehr eindrucksvolles Lebensbild „Der Mann am Fenster“ vorangestellt, in dem er seine Darstellung von Lichtenbergs Leben und Wesen durch Briefe, Tagebücher und Sprüche Lichtenbergs belegt. In der zweiten Abteilung „Bemerkungen und Aufsätze“ gibt er, geordnet nach bestimmten Gesichtspunkten, Lichtenbergs Aphorismen in zeitlicher Reihenfolge. Die lebendige Art der Darstellung und der Anordnung ist dem Wesen Lichtenbergs, eines der hellsten Köpfe deutscher Nation, würdig.

PAUL FECHTER

## Die Umwelt und die Wiederholung

Jede Betrachtung der Welt, wenn man einmal mit ihr Ernst macht und ihr bis in die Konsequenzen am Wirklichen nachgeht, bringt die seltsamsten Überraschungen. Die Metaphysik, so geschlossen sie in sich aufwachsen mag, erleidet die merkwürdigsten Schiffbrüche, sobald man versucht, sie mit der Welt der Physik zur Deckung zu bringen: aber selbst naturwissenschaftliche Deutungen des Daseins bringen, exakt zu Ende geführt, Komplikationen herauf, an denen der Tiefinn der Welt aus eigener Macht so geheimnisvoll aufleuchtet, daß man in Versuchung gerät, die Begleiterscheinungen für die Hauptsache zu nehmen und von ihnen aus ein neues Weltbild aufzubauen.

Der Professor von Urfüll hat mit seiner Umweltlehre die scheinbare große Wirklichkeit aller aufgelöst in die unübersehbare Vielfalt der nie zueinanderkommenden Wirklichkeiten der Einzelnen: er hat mit dem Idealismus auf naturwissenschaftlicher Grundlage Ernst gemacht und ist darüber zum Dichter geworden: seine Novelle „Der Stein von Werder“ gehört zu den klügsten und tiefstinnigsten Gebilden einer Literatur, die Modernstes mit bewußt antimodernen Mitteln gestaltet. Die Menschen leben für ihn ein jeder in einer vom andern nie geschauten Welt, unter seiner ganz besonderen nur ihm eigenen kleinen Raumkäseglocke, in die kein anderer hinein kann: jeder hat nur seine Perspektive, kann sich nicht aus ihren Bindungen lösen und ahnt höchstens von weitem, was für völlig anders geartete seltsame, ihm durchaus unzugängliche Wirklichkeitswelten da neben ihm, hermetisch für ihn verschlossen, durch das Dasein des gedachten unsichtbaren Raums einer heimlich doch vorausgesetzten Allgemeinheit ziehen.

Macht man mit dieser Betrachtung einmal Ernst, so gerät die Wirklichkeit und ihre Stabilität in leichtes Schwanken. Die Monaden des Herrn von Leibniz sind geradezu Massenartikel mit regeltem seelisch-geistigem Verkehr, gemessen an den einander ausschließenden Umwelten des Barons Urfüll. Die sind nicht nur inhaltlich inkommensurabel schon insofern, als in jeder der Inhaber als Objekt fehlt: sie haben darüber hinaus die teuflische Eigenschaft, ihre Farbe und ihren Klang jeweils vom Innenleben ihres Trägers zu beziehen und durch diese Erlebnisfarben



noch viel mehr von der Beziehung zur nachbarlichen Umwelt abgetrennt zu werden als durch die gegenständlichen und perspektivischen Unterschiede.

Ein Beispiel. Jemand fährt täglich mit der gleichen elektrischen Bahn die gleiche Strecke durch sich gleichbleibende Straßen, in denen ein Heben des Kopfes, ein flüchtiger Blick genügt, um festzustellen, wieweit die Reise bereits gegangen ist. Eines Tages bekommt er Besuch von einem nahen Freunde, dessen Weltbild und Weltbetrachtung dem seinen sehr verwandt, in vielen Dingen sehr ähnlich ist, weil sie eine sehr übereinstimmende Art des Sehens und Aufnehmens besitzen. Der Freund war noch nie in der Stadt; er begleitet am nächsten Morgen seinen Gastgeber auf der Fahrt zur Arbeit. Sie sitzen nebeneinander in der elektrischen Bahn, die Zentren ihrer Umwelt sind, zumal in der Bewegung, jeweils nur um Bruchteile von Sekunden voneinander getrennt (die Sitzbank liegt in der Längsrichtung des Wagens). Trotzdem sind diese gegenständlich fast mit identischem Material erfüllten, eng benachbarten Umwelten inhaltlich vollkommen voneinander getrennt, weil die eine Welt bekannt, die andere neu, erstmalig ist. Der eine weiß genau, was kommt, kennt jedes Haus schon vom vorhergehenden her, hat den Raum der Querstraßen, die Farbe der einzelnen Fronten, die Ausblicke über Plätze und Anlagen als festen Bekanntheitsbesitz in sich; die Dinge sind alle von hundert Wiederholungen der Fahrten eingefärbt mit seinem Wissen um sie und seinem Bekanntheitsgefühl, seiner Gewohnheit. Der andere kennt und weiß nichts: er ist für jede banale Fassade, jede triviale Straße neu: er fährt durch einen ständig überraschenden, von Blick, Erkenntnis und Behaltenwollen noch nicht betasteten Raum, erlebt die unerwartete Öffnung einer Querstraße mit allem Zauber einer unvermuteten Offenbarung einer unbekannten Dreidimensionalität. Es zeigt sich plötzlich, wofern die beiden, bewandert in der Lehre des Professors von Uexküll, ihre Umweltunterschiede austauschen und diskutieren, daß jede Umwelt ihre eigenste, für den andern nie schaubare Eigenheit gar nicht von ihrem besonderen gegenständlichen Inhalt und der besonderen Perspektive aus bekommt, sondern vom Leben ihres Trägers: daß jede Umwelt Funktion und Veränderliche des Lebens und der Seele ihres Trägers ist, und daß das eigentlich Trennende zwischen den Umwelten nicht Unterschiede der Perspektive und des Inhalts sind, sondern die aus dem Leben der Seele sich ergebenden Differenzen der Einfärbung, Tönung, Stimmung. Die Wirkungen dieser Einfärbung, die sich aus Erfahrung, Wissen, Erkenntnis oder auch halb mechanisch aus der Wiederholung und den aus ihr resultierenden Abschwächungen oder Verstärkungen der verschiedenen sensuellen Eindrücke und Begleitgefühle ergeben, sind so stark, sondern so sehr Weltbild von Weltbild selbst bei gleichem objektivem Gehalt, daß selbst eine vorausgesetzte allgemeine überpersönliche Umwelt, die so oft postulierte objektive Welt von diesen unterschiedlichen Einfärbungen aus jede Allgemeinverbindlichkeit verliert und sich ganz von selbst in nur zu persönlich gefärbte Einzelwelten auflöst.

Die Weiterungen, die sich aus dieser Grundtatsache ergeben, sind sehr eigen tümlich. Sie bringen mit sich, daß im Umweltbild im engeren wie im weiteren Sinne entscheidender Faktor der Geist, nicht die Dinge sind, daß die Vielfalt nicht aus den Unterschieden der jeweiligen Blickpunktlagerung, sondern aus den Differenzen des Erlebens, der geistigen Haltung und Erfahrung wachsen. Die Wiederholung beginnt eine entscheidende Rolle als trennendes Element zu spielen, nicht nur im Bereich der Dinge, wie oben bei dem Beispiel des Straßenbildes, sondern ebenso in dem der geistigen Wesenheiten. Zwei Menschen treten vor Holbeins Darmstädter Madonna, vor die Sixtina. Der eine sieht die Werke zum



zweiten, zum dritten, der andere zum ersten Male: sie stehen vor völlig verschiedenen Umweltinhalten, ohne das Plus auf der Seite dessen, der die Werke zum ersten Male erlebt, gegen das Minus des andern reinlich absetzen zu können. Ein Gegenbeispiel: Zwei hören gleichzeitig eine Aufführung etwa der Neunten Symphonie, der eine zum ersten, der andere zum zehnten Male. Dieselben Töne erfüllen ihre Umwelt: das Gesamtergebnis bei beiden läßt sich nicht vergleichen. Der eine läßt sich von den geliebten großartigen Wogen beglückt in die schon erwarteten Gefilde der Seligen tragen; der andere, der das Werk zum ersten Male hört, versucht der Fluten mühsam Herr zu werden, ein Bild innerer Ordnung und Struktur zu bekommen, hört etwas völlig anderes als der Nachbar, wobei ihn gleichzeitig freilich das überraschende Glück der ersten Begegnung mit Neuheitsreizen überschüttet, von denen der andere nichts mehr empfindet. Der Abstand ist ungeheuer, obwohl als Hörer hier zwei musikalisch annähernd gleich begabte, auf gleicher Lebens- und Bildungshöhe stehende Individuen vorausgesetzt sind. Streicht man diese Voraussetzungen, so werden die beiden Erlebnisumwelten völlig unvergleichbar, etwa wenn ein unwissend Unmusikalischer neben einen erfahrenen Musikalischen gesetzt wird. Hier setzt indessen ein neuer Differenzierungsfaktor ein, nämlich der Abstand der Begabungen und der Vorbildung: man braucht jedoch gar nicht bis in diese Bereiche vorzustoßen, um die Unvereinbarkeit selbst objektiv gleicher Umwelten vom Seelisch-Geistigen her festzustellen, und um zu sehen, daß dies Seelisch-Geistige seine Sonderfärbungen bereits von einem wie es scheint fast mechanischen Vorgang, von der Wiederholung, der Repetition eines Eindrucks bekommt. Das bloße Bekanntheitsgefühl und Bekanntheitswissen genügt, um die Unmittelbarkeit der ersten Begegnung in etwas durchaus Verändertem aufzuheben.

Vielleicht beruht auf dieser Sonderung selbst objektiv annähernd gleich erfüllter Umwelten durch die Wirkungen der Wiederholung der wesentlichste Unterschied zwischen den Generationen: vielleicht ergeben sich von hier aus die gefährlichsten Abstände und die eigentlichen Differenzen. Die Möglichkeiten der Verständigung zwischen alt und jung sind darum so gering, weil es nur in ganz seltenen Fällen Möglichkeiten gemeinsamer Objekte und gemeinsamer erster Erfahrungen und Erlebnisse gibt. Der „Faust“ des Jungen ist etwas völlig anderes als der des Alten: der hat seinen jungen längst vergessen und unter der Wirkung der Wiederholungen begraben — und ebenso sein Rom, sein Paris, seine Nordsee und seine Alpen. Die Gemeinsamkeit gleicher erster Erlebnisse ist ein seltenes Glück geworden: zuweilen bringt sie eine Reise, eine Begegnung mit neuen Menschen, der Krieg — obwohl der diesmal für Unzählige der Alten auch bereits die Farbe der Wiederholung angenommen hat, wenigstens in seinen bleibenden, noch nicht modernisierten Momenten.

Bliebe die Frage, in welchen Fällen das Plus auf seiten des Erstmaligen, in welchen auf seiten des Wiederholten ist. Sie wird allgemein schwer zu beantworten sein; die Wiederholung wird hier geben, dort nehmen, wird beim einen einmal abschwächen, das nächste Mal vertiefen, beim anderen umgekehrt wirken. Sie wird dem einen das Glück des Wiedersehens, Wiedererkennens, des Auftuns neuer Tiefen bringen — und dem anderen in dieser vermehrten Bekanntheit den schmerzlichen Abschied von der entschwebenden Erinnerung an das einmalige Erlebnis der ersten Begegnung, an das Hinreißende des Neuen, Unbekannten, die Welt vollkommen Verändernden. Es gibt vielleicht kein Gesetz, keine Regel: das Leben entscheidet jeweils nach seinem Hoch oder Tief, ohne sich an Wunsch oder Hoffnung des Menschen zu kehren. Jemand will das Glück des Wiederbegegnetens mit

einer Landschaft, einer Gegend, und fährt voll Sehnsucht und Erwartung hin: das Leben gestattet ihm, obwohl äußerlich alles seinen Vorstellungen entspricht, das gleiche Wetter, die gleiche schöne Zeit ihn umgibt, nur das Entgleiten der Wiederholung: das schöne Bild, das er im Innern trug und dem er nachging, verblaszt; das neue Begegnen, die neue Wiederholung wird vom Leben völlig anders eingefärbt: was beglücktes Wiedersehen werden sollte, wird schmerzliche Enttäuschung und Abschied — während der Begleiter, zum ersten Male dies Stück Umwelt empfangend, vor beiden ohne Verstehen steht: er registriert sachlich, gefühllos ein neutrales Stück Welt, das ihn nie zum Wiedersehen verlocken, beim Abschied nie festhalten würde.

Die Umweltlehre des Professors von Uerküll hat der Biologie wie dem Leben eine Fülle neuer Perspektiven und Bereicherungen gegeben. Geht man ihr weiter nach, so öffnen sich immer neue Ausblicke in Welten abseits des Biologischen, in dem dieser verkappte Dichter eigentlich zu Hause ist, und die Welt offenbart auch von diesem Punkt aus wieder ihr ewiges Geheimnis, das sich wohl immer wieder neu deuten und betrachten, zum Glück für die Menschen aber niemals auflösen und enträtseln läßt. Es gehört offenbar mit in die Umwelt wie die Wiederholungen, die eigentlich keine sind; man kann es beschreiben, kann dies und das feststellen, bis es, wenn man ihm in neuer Verkleidung wieder begegnet, aus völlig neuen Verhüllungen, mit neuen Fragen, völlig neuen Wundern uns anglüht und vor neue Rätsel stellt.

MAXIMILIAN MÜLLER-JABUSCH

## Götzens grober Gruß

Zeiten, die männlich betont sind — und dazu gehören Kriegszeiten allemal — pflegen ihre Worte nicht auf die Mikrowaage der Zartheit zu legen. Jener grobe Gruß, der Götz von Berlichingen auch über den Kreis der eigentlichen Literaturkundigen hinaus populär gemacht hat, dürfte also von Männern, die im Kriege — und sei es auch nur im Papierkriege — stehen, häufig genug gedacht, gemurmelt und gebrüllt werden. Man darf das nicht tragisch nehmen. Ein bayerisches Gericht hatte vor etwa zehn Jahren darüber zu befinden, ob diese Einladung eine Beleidigung in sich schließe. Es sprach den Angeklagten frei, weil durch Sachverständigenausfrage festgestellt wurde, daß diese Worte, ohne daß man sich etwas Böses dabei denke, häufig gebraucht würden, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Und das ist ganz richtig und nicht erst neuerdings so. Georg Queri, der seine Bayern kannte, berichtet in seinem „Kraftbayerisch“: „Wird sehr häufig gebraucht, oft auch nur aus Gewohnheit, ohne beleidigende Absicht. Zum Beispiel als Ausruf des Staunens: Was, g'heirat hast — ah mi leckst im Arsch, i hab garnir dawoh g'hört.“ Genau so sagt das Schwäbische Wörterbuch von Fischer, der Spruch sei oft nur scherzhaft gemeint, und das Kärntnerische Wörterbuch von Lerer: „Man will damit in den seltensten Fällen etwas Schimpfliches sagen, ja die Redensart wird oft an leblose Gegenstände des Unwillens gerichtet.“

Früher wurde der gute Spruch im Theater, wenn man den Götz gab, unterdrückt. Die Sekundaner, die wohl präpariert an der richtigen Stelle in der



Sonntagnachmittags-Klassikervorstellung die Ohren spitzten, vernahmen nur ein unartikulierte Gebrüll und das knallende Geräusch des Fensters, das Götz nach Goethes Regievorschrift zuschmeißt. Mit dieser Zimperlichkeit hat Heinrich George ja nun gründlich aufgeräumt.

Wer aber glaubt, daß Goethe die Äußerung, die den biedereren Ritter so gut charakterisiert, erfunden hat, der irrt sich. Goethes Schauspiel geht ja auf die echte Selbstbiographie des Ritters mit der eisernen Hand zurück. — Und da haben wir sie schon, nur daß der Wortlaut etwas anders ist. Götz erzählt von einer Fehde, in der er nächstlicherweile etwas sengt und brennt: „... und brannt in einer Nacht an dreien Orten. ... und das Schafhaus zu Krautheim unter dem Schloßberg herab, da wir auch hinauf in das Schloß (und) von der Mauer herab miteinander reden kunnten, und habe gleichwohl nit gern gebrannt, aber es geschah auf dies Mal darum, daß ich dacht, der Amtmann (der auf Schloß Krautheim saß) sollt über das Feuer rücken, und hielt wohl eine Stunde lang oder zwo zwischen Krautheim und Neuerstetten, denn es war hell und lag ein Schnee dazu, ob ich möcht mit ihm zur Handlung (= zum Kampfe) kommen, und wie ich also herniederbrannt, da schrie der Amtmann oben heraus, da schrie ich wieder zu ihme hinauf, er sollte mich hinten lecken.“

Das also ist der ursprüngliche Wortlaut. Wenigstens wie Götz ihn niederschreibt, denn vielleicht hat der Wunsch, eine grobe Sache ein wenig umschrieben auszudrücken, sogar ihm die Feder geführt. Seine Erinnerungen waren ja für die Familie geschrieben, gedruckt sind sie erst 1731. Immerhin müßte man einmal in den Handschriften nachsehen, ob der gelehrte Herausgeber hier nicht den Wortlaut abgeschwächt hat, denn das steht nun einmal fest: gebräuchlicher ist die Goethesche Form, und Goethe hat auch sonst nicht immer einen Umweg um das Wort gemacht. In Auerbachs Keller spricht Mephisto zwar nur von Hans von Rippach, aber wie der eigentlich heißt, zeigt das Personenverzeichnis zu der Farce „Hanswursts Hochzeit“. Dort tritt er mit vollem Namen auf: Hans Arsch von Rippach, und mit ihm sein Sohn Hans Arschchen von Rippach. Dazu noch einige andere Personen von ähnlicher Drahtik des Namens. Warum auch nicht? Es ist nun einmal ein altes ehrliches deutsches Wort. Althochdeutsch, mittelhochdeutsch und altsächsisch heißt es *ars*, mittelniederdeutsch *ars* und *ërs* und altnordisch *ars* und *rass*. Und die ganze Einladung ist international. Und uralte. Und sie wird oft umschrieben.

Im Grimmschen Wörterbuch wird der litauische und tschechische Wortlaut mitgeteilt. Der verstorbene Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft in Peking, Emil Krebs, ein Mann, der nicht nur chinesisch, sondern auch sonst die schwierigsten Sprachen sprach, von den üblichen ganz abgesehen, und zudem Wiß hatte, hat Götzens groben Gruß in 43 Sprachen überfetzt, vom Albanischen bis zum Ungarischen. Am schönsten ist die Übersetzung ins Javanische. Dort heißt der Gruß in der Höflichkeitssprache, die man gegenüber Gleichstehenden und Höherstehenden benutzt: „Andilati bokong kula!“, in der gewöhnlichen Sprache gegenüber Niedrigerstehenden aber: „Andulatani bokongku!“ Auch das moderne Griechisch hat seine Feinheiten. Es unterscheidet, ob es sich um eine dauernde Tätigkeit oder eine einmalige Handlung handeln soll, bietet also eine ungeahnte Möglichkeit der Steigerung. Je nachdem heißt es: „Gleiphe moi ton kolon!“ oder „Gleipse mu ton kolon!“

Der alte Catull kannte die Redensart anscheinend schon, wenn er sie auch nicht als Einladung überliefert, sondern in dem achtundneunzigsten seiner Gedichte von

einem gewissen Vettius behauptet, er sei fähig, ihr Folge zu leisten. Aber restlos klar ist die Sache nicht.

Die Vagantenlieder des Mittelalters, die uns in den „Carmina Burana“ erhalten sind, bringen die Einladung nicht, obwohl sie durchaus nicht genierlich sind. Ebenjowenig wie die niederländischen Sprichwörter, die der Bauern-Dreughel auf einem herrlichen Bild im Deutschen Museum in Berlin abgemalt hat und von denen man 92 enträtselt hat. Aber das Liederbuch des Fräuleins von Erailsheim, eine Handschrift der Berliner Staatsbibliothek, kurz vor 1750 vom Vater der Besitzerin gesammelt und dann dem Töchterlein zum Geschenk gemacht, enthält auf Seite 511 ein Lied über den groben Gruß. Für uns ist es wesentlich, weil hier der grobe Gruß einmal im zweifellos auch gesungenen Lied auftritt.

Was die mannigfachen Umschreibungen des groben Grußes betrifft, so kennen wir ja alle genug davon. Goethe sagt:

„Mußt alle garst'gen Worte lindern,  
Aus Scheißkerl Schurk', aus Arsch mach Hintern!“

Danach hat man sich allgemein gerichtet. Luther liest das Wort von rückwärts: „Siehe da, du Bestie, kucke mir in den Gra“ (Erlanger Ausgabe, 32, 343). Wenn Mephisto sagt:

„Mars, Ares wird der Kriegesgott genannt,  
Ares heißt die Kunst und Arsch ist auch bekannt“,

so hat Goethe sicher die Umschreibung gekannt, die des Lateins kundige Leute gern gebrauchen und die „Lex mihi ars“ heißt, auf deutsch: „Die Kunst ist mir Gesetz.“ Schmeller bringt in seinem Bayerischen Wörterbuch dazu die folgenden hübschen Distichen, leider ohne Quellenangabe:

In toto mundo lex, ars Mars cuncta gubernant.  
Certa mihi lex, ars, si quoque lex mihi Mars.  
In bello mihi Mars lex est, in pace sit ars lex,  
Lex huic, lex illi, lex mihi lexque tibi.  
Quid rides, Germane. Tibi si displicet ars haec,  
Est mihi: Mars, lex, ars, ars mihi lex, mihi Mars.

Das Hamburger Feldgeschrei Hummel, Hummel, worauf man als Hamburger Märs märs zu antworten hat, ist eine Umschreibung durch Abkürzung. Hummel war ein Hamburger Original aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, seinem Berufe nach ein Wasserträger. Er hieß aber gar nicht Hummel, sondern diesen Namen hatten ihm die Hamburger Kinder nach einem anderen stadtbekannten Mann angehängt, und da sie wußten, daß es ihn ärgerte, so genannt zu werden, so riefen sie ihm den Namen auf Schritt und Tritt nach. Der Biedere antwortete dann mit dem Gößischen Gruß. Aber bei der Häufigkeit der Anulung war ihm das bald zu viel, und er beschränkte sich, den ganzen Gruß in dem einen Worte Märs zu kondensieren. Und damit ist er in die Hamburgische Unsterblichkeit eingegangen. — Adolf Glasbrenner, der Vater des Eckenstehers Nante und anderer Berliner Figuren, läßt den ebenfalls von ihm geschaffenen Rentier und Bürger Buffey dem Referendar auf dem Berliner Stadtgericht wutentbrannt sagen: „... denn können Sie mir im Martinischen Kaffeehause Lektüre vorlesen!“ Aus



dem, was sich dann begibt, können wir schließen, daß dies eine vormärzliche Umschreibung des Göhschen Grußes ist. Die Berliner Gerichte hatten aber nicht immer mit Umschreibungen zu tun. Einige Zeit später amtierte dort der Kreisgerichtsdirektor Odebrecht, ein sehr penibler Herr. Der bekam eines Tages eine von dem Kammergerichtsreferendar Graf Brandenburg aufgenommene Aufnahmeerklärung einer Privatbeleidigungsklage. Eine Marktfrau war die Beleidigte, und sie fühlte sich durch den Göhschen Gruß beleidigt. Graf Brandenburg als fein erzogener Mann hatte sich so aus der Affäre gezogen, daß er schrieb: „Der Beklagte sagte zu mir: ‚L . . . . .‘“ — Darauf verfügte Odebrecht grimmig: „Herrn Kammergerichtsreferendar Graf Brandenburg. Was bedeutet der nur mit L und zahllosen Punkten dargestellte Satz?“ gez. Odebrecht. — Und jetzt antwortete der Referendar: „Herrn Kreisgerichtsdirektor Odebrecht. L . . .“, aber diesmal schrieb er die Worte aus, und Odebrecht war beruhigt.

Und noch eine kleine Geschichte vor Gericht. Das Urteil war für den Beklagten sehr unbefriedigend ausgefallen. Und er äußerte sich dazu, indem er dem Gericht zurief: „Im übrigen Göß von Verlichingen!“ Er remonstrierte aber entrüstet, als man ihm nun unterschoß, das Gericht mit dem groben Gruß beleidigt zu haben. Nichts habe ihm ferner gelegen, vielmehr habe er an die Worte Göhsens gedacht: „Wo viel Licht ist, ist auch starker Schatten.“ Und als man den Büchmann herbeiholte, da fand sich, daß dieser unbestreitbare Fachmann nur zwei geflügelte Worte aus dem Göß kannte, nämlich das von dem vielen Licht und dem starken Schatten und Weislingens nicht eben originelles „Die Zeiten sind vorbei“, nicht aber den groben Gruß.

Schließen wir die Betrachtungen über die Umschreibung des groben Grußes mit einem Erlebnis, das Konrad Dreher, der Vorgänger Karl Valentins in der Gunst der Münchener, und der spätere Intendant des Münchener Hoftheaters Franz Possart in jüngeren Jahren hatten. Sie suchten zusammen in der ländlichen Sommerfrische eine Wohnung, aber die Wirtin wollte sie nicht nehmen, als sie hörte, daß sie „Komödianten“ seien. Worauf ihr Dreher mit Göhsens Grusse diente. Possart aber, damals schon der künftigen Laufbahn ahnungsvoll bewußt, fügte hinzu: „Darum möchte ich ebenfalls höflichst gebeten haben.“

Ob der Einladung wirklich schon einmal jemand gefolgt ist? In Toulouse hatten ausgelassene Söhne vornehmer Leute im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die Confrérie des Baise-Culs gegründet. Die jungen Taugenichtse nahmen im Schutze der Dunkelheit harmlosen Passanten die Börse ab und zwangen sie, den Räubern den Hintern zu küssen. Schließlich wurde das Parlament von Toulouse mobil gemacht, aber da unter den sonderbaren Spatzvögeln Söhne von Parlamentsräten waren, geschah nichts Ernstliches dagegen. Aus neuerer Zeit wird aber berichtet, daß ein Reichstagsabgeordneter sich einmal, wenn auch nur symbolisch, dazu bereit erklärt habe. Der Gute mußte in einer Versammlung sprechen, die ihn fortwährend unterbrach. Schließlich blieb ihm nichts anders übrig, als abzubrechen; um sich wenigstens den guten Abgang zu sichern, beschloß er, den Ruhestörern Göhsens Einladung zuzurufen. In der Hitze des Gefechts vergaloppierte er sich aber, und was er ihnen zurief, war: „Im übrigen können Sie sich alle als von mir im Arsch gelect betrachten!“

Die erste schriftliche Aufzeichnung in deutscher Sprache ist anscheinend die in der Handschrift des braven Göß. Gedruckt ist sie aber früher als Göhsens Lebensbeschreibung. Und das leitet auf ihren Ursprung. Richard Andree, der nicht nur ein großer Geograph war, sondern auch die Volkskunde seiner braunschweigischen

Heimat mustergültig geschrieben hat, berichtet darin, in dem Dorfe Weddel habe im Anfange der siebziger Jahre ein Ehepaar Brennecke gelebt, das in dem Geruche gestanden habe, Kindern etwas „antun“ zu können. Die Kinder hätten aber eine Schutzformel dagegen gefunden, und wenn der Mann oder die Frau vorübergingen, gerufen: „Kannst mit dreimal im Arse licken!“ Was Andree für eine hübsche Erfindung der Kinder von Weddel hält, ist nichts anderes als der ursprüngliche Zweck der Redensart. Sie findet sich zum ersten Male gedruckt in des biedereren Leipzigers Prätorius Buche „Philosophia Cobus oder Phy lose vich der Weiber“ von 1669. Dort erzählt Prätorius, daß zärtliche Mütter ihre Kinder vor dem „Verufen“ schützen, indem sie bei verdächtigen Worten eines, der sie lobt, schnell die Götzische Einladung aussprechen. Sehffarth in seiner Arbeit über Aberglauben und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens berichtet, daß das auch noch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts üblich war, nur mußte der Gruß jetzt dreimal wiederholt werden, beim zweiten Male mit Inversion, wobei das Gelobte als Objekt genannt wurde. Die Anwendung des Götzischen Grußes zu demselben Zwecke wird aber auch aus Ostpreußen, in Kreuzburg mit der Aufforderung: 99mal, aus Mecklenburg, aus den wendischen Gegenden, von der Nahe und aus Schweden berichtet, war also in Deutschland und im Norden und vielleicht sogar noch weiter verbreitet. Jedenfalls spricht dafür, daß man auch in Kleinasien einen solchen Abwehrspruch kennt, dort in der Form: „Dein Auge sei am Hintern meines Kindes!“

Es handelt sich also um nichts anderes als um einen Abwehrzauberspruch. Die Redensart gehört zu den sogenannten apotropäischen Handlungen, mit denen man die Folgen des „Verufens“, des „Beschreiens“ oder des „bösen Blicks“ unwirksam machen will, Handlungen, denen wir heute noch in allen Kreisen und in allen möglichen Formen begegnen und die uns allen geläufig sind. Wenn wir „Unberufen“ sagen, wenn wir dreimal an den Tisch klopfen, so sind das apotropäische Handlungen und Redewendungen. Der Italiener macht gegen den bösen Blick die „Feige“, d. h. er steckt den Daumen zwischen Zeigefinger und Mittelfinger, eine Gebärde, die mit Sexualvorstellungen zusammenhängt. König Ferdinand I. von Neapel pflegte, wenn er in der Öffentlichkeit erschien, das in Abständen in der Tasche zu tun. Man konnte ja nie wissen, wie weit die Volkstümlichkeit wirklich ging. Feinen Leuten, die sich ihres Bildungsgrades wegen über jeden Aberglauben erhaben dünken, darf ich empfehlen, sich auf einen Komplex herauszureden. Da man Komplexe ja nach antiken Gestalten benennen soll, scheint mir Polykrates der geeignete Mann für die Benennung zu sein. Innerhalb der apotropäischen Handlungen spielt aber der Hintere eine besondere Rolle. Man zwingt den Kobold, seine Last fallen zu lassen, wenn man ihm den nackten Hintern zeigt, man vertreibt den Teufel damit und andere böse Geister, berichtet Lieberecht. Und der Abwehrzauber wird verstärkt, wenn man sich dabei bückt und durch die Beine hindurchschaut. Vom Abwehrzauber bis zur Geste der Verachtung ist kein weiter Weg, aber der Wunsch der Abwehr bleibt auch dann noch oft rudimentär erhalten. Als der Nargauer Landadel in mittelalterlicher Zeit Burgdorf belagern wollte, zeigte ihm beim Heranrücken die Besatzung den „Spiegel der Ritterschaft“. Und dasselbe taten 1913 serbische Soldaten, die zu Schiff an der ungarischen Stadt Semendria vorbeisuhren. Worauf die ungarische Wache schoss. Ob edle Teile dabei verletzt wurden, ist nicht weiter bekannt geworden. Solche Grenzzwischenfälle pflegte man in der K. u. K. Monarchie zu vertuschen.



Bildliche Darstellungen des entblößten Hinterteils aus alter Zeit, die man leicht geneigt ist, obszönen Gelüsten zuzuschreiben, sind oft genug nur apotropäisch gemeint. Und so ist es auch nicht im geringsten obszön empfunden, wenn die besorgte Mutter, deren Kind in verdächtiger Weise gelobt wird, Gökens groben Gruß murmelt.

So weit wären also die Dinge klar. Wie aber kommt das eine zum andern? Es scheint, daß uns auch da die Volkskunde helfen kann. Ob ihr Kind beschrien ist, kann die Mutter feststellen, wenn sie an seiner Stirn leckt. Schmeckt die Stirn salzig, nun, so ist das Kind beschrien. Aber sie kann es wieder herstellen, wenn sie dreimal in den drei höchsten Namen kreuzweise über die Stirn leckt. Das Ablecken ist ein alter Brauch der Volksmedizin, diente ursprünglich der Wundheilung — wie sich ja schließlich jedes Tier die Wunden leckt und der arme Lazarus sich die Schwären von den Hunden lecken ließ — wird dann aber eine Heilbehandlung übernatürlicher Art. In Dresden trat 1634 ein Bauer auf, der diese Heilgabe zu haben behauptete und den man deswegen den Leckmärtlen nannte. Er konnte mit seiner Methode Buckel und Kröpfe vertreiben. „Deswegen“, berichtet der Chronist Kundmann, „die Kurfürstin einigen dickhalsigen und hochhüftigen Hof-Frauenzimmern befohlen, sich von diesem Kerlen lecken zu lassen. Die Methode seiner Kur war, daß er drei Freitage nacheinander mit seiner nüchternen Zunge die Kröpfe, Buckel und andere Leibesmängel dreimal kreuzweise leckte und jeden Leck mit einem Kreuze absonderte, und zwar durch den Druck des Daumens. Er leckte die Armen umsonst, die Reichen ums Geld.“

Damit wären die weiteren Zusammenhänge, auch die mit der zuweilen üblichen Verstärkung der Gökschen Einladung durch das „Kreuzweise“, auch noch erhellt. Wer aber, der sie heute ausspricht, ist sich bewußt, daß er damit den Abwehrzauberspruch liebender Mütter wiederholt? Tut nichts. Gökens grober Gruß hat es auch so in sich.

FRIEDRICH SEEBASS

## Wilhelm Raabe in seinen Briefen

Es gibt Schriftsteller, deren Briefe als ein unentbehrlicher Bestandteil zu ihrem „Wert“ gehören, weil sie, zu kleineren oder größeren Kunstgebilden geformt, durch Fülle und Farbigkeit des darin aufbewahrten Lebensinhaltes über die zeitgebundene Veranlassung zu einer brieflichen Mitteilung in die Sphäre echter Kunst hineinragen. Raabe gehört nicht zu ihnen; wie er selbst wiederholt mit Recht betont, war er „von Natur aus überhaupt ein recht mangelhafter Brieffschreiber“. Seine schwerblütige, herbe, verhaltene Art, die seine Verwurzelung im niedersächsischen Stamm erkennen läßt, teilte ihren Reichtum und ihre Tiefe in einer langen Reihe von Romanen und Erzählungen mit, von denen er in einem kurzen Satze von tragischer Schwere einmal die nüchterne Feststellung machte: „Meine Bücher gewonnen, ein Leben verloren.“

Wenn dieser ernste, schwer um sein Dasein kämpfende Mann eine Erholung von der Last des entsagungsvollen Schaffens brauchte, so suchte er sie im Kreise

seiner Familie und seiner Freunde. An sie sind auch die Briefe gerichtet, die Raabes treuer Biograph und verdienter Nachlassverwalter Wilhelm Fehse im Auftrage der Familie des Dichters gesammelt und herausgegeben hat unter dem Motto, das Raabe einst unter sein von Marie Jensen gezeichnetes Porträt setzte: „In alls gedultig“ (Berlin, G. Grote. RM 8,50). Wenn nun auch diese Briefe keine Kunstwerke sind, wenn sie von Raabes eigenem Schaffen nur spärlich berichten, so sind sie uns dennoch wertvoll, weil sie phrasenlos, aber manchmal ergreifend in das schwere innere und äußere Ringen des Alten von Braunschweig hineinblicken lassen, der in seiner reifen Zeit dem deutschen Volke wie ein getreuer Eckhart mehr ethische Werte als ästhetisch vollendete Werke zu bieten hatte, in einer teils humoristisch überlegenen, teils abgründig pessimistischen Lebensdeutung, die ihren Ausdruck in einer durchaus originalen sprachlichen Form findet.

Aus diesen Lebensdokumenten erfahren wir manches Neue und Bezeichnende für Raabes eigenartige Persönlichkeit, die sich schon früh bewußt ist, einen eigenen Weg eingeschlagen zu haben: „Ich werde denselben fortgehen, und das ist nicht die ausgetretene Heerstraße.“ Damit ist das Abu-Telfan-Motiv angeschlagen, das so vielen seiner Erzählungen zugrunde liegt und das die eigene Lebenstragik des Dichters blickartig erhellte: „Es ist ein schauerlich Ding, nicht zu sein wie die andern.“ Im Jahre 1861 schreibt er einmal: „Es stecken eine Menge Gegensätze in mir, und seit frühester Jugend habe ich mich selbstquälerisch mit ihrer Analyse beschäftigt.“ In einem Brief an seine Braut vom selben Jahre heißt es: „Glaub mir, diese (meine) Seele ist ein wunderbarlich Gemisch von Gut und Böse, Eblem und Gemeinem.“

Unerfreulich berührt, besonders in Briefen an Wilhelm Jensen, den viel schreibenden heute vergessenen Autor zahlreicher Romane, das ironische Wiseln über religiöse Dinge in einem oft frivolen Ton, der durch Heine in weiten Bürgerkreisen modisch geworden war, aber, weil Raabes innerstem Wesen fremd, zum Glück in seinen Werken vermieden wird. Ergreifend dagegen ist in ihrer schlichten Innigkeit die Liebe zur Mutter, der er „mit ihrem klaren Auge, ihrem unendlich feinen Gefühl für alles Leben um sich her, mit ihrer Güte, ihrem merkwürdigen Weltverständnis und tiefem Schönheitsinn“ das meiste verdankt, nachdem ihm der Vater früh gestorben war. Nach ihrem Tode schreibt er an Jensen: „Ich habe unendlich viel verloren, denn ich habe geistig ununterbrochen mit ihr gelebt, und was ich getan habe, habe ich für sie getan. Sie war ein Sonntagskind im vollen, ganzen Sinne des Wortes; zart und feinfühlig und — vornehm, wie wir das Wort verstehen. Es war merkwürdig und für mich ein freudiges Wunder, wie alltätlich in Gesellschaften alle übrigen Frauenzimmer gegen diese alte Frau erschienen; und sie ist jung geblieben bis zu ihrem Ende, ihrem Alter zum Trotz.“

Aus den Briefen geht hervor, daß den Höhepunkt in Raabes Leben und Schaffen die acht Jahre von 1862–70 in Stuttgart bilden, wo sich ein Kreis hochgesinnter, geistvoller Freunde von Künstlern und Schriftstellern zusammenfand. „Es war damals ein schönes, heiteres Leben dort und ein Literaturleben im besten Sinne.“ Jene Zeit vor und nach 1866 war erfüllt von heißen politischen Auseinandersetzungen, an denen Raabe mitten in der Arbeit am Abu Telfan und Schütterump lebhaften und entschiedenen Anteil nahm. Er las Treitschke „mit viel Genuß“ und stand als „Kleindeutscher“ gegen den schwäbischen Partikularismus „auf der königlich preussischen und gräfllich Bismarckschen Seite“. Sein deutsches Bewußtsein äußerte sich im Kriegsjahr 1866 folgendermaßen: „Ich würde das Nationalgefühl gegen das Ausland so scharf als möglich hervortreten



lassen; freilich nicht in der Art der früheren Franzosenfresserei, sondern in einer würdigen Hervorhebung unseres eigenen Wertes auf jedem Felde." Es war ganz nach seinem Geschmack, wie Bismarck, den er zeitlebens als einen Halbgott verehrte, das Zweite Reich durch drei Kriege schuf und dann „die geballte Germanenfauft unter die Nasen des übrigen Europa" hielt. „Meinestils habe ich wohl das Beste am Schreibtisch selber erlebt", sagt Raabe selbst 1875, jedoch liest man mit einigem Erstaunen, wie kriegerisch er zu manchen Zeiten gesinnt war; so ruft er zum Beispiel 1868 aus: „Krieg! Krieg! nichts als eine neue und verbesserte Auflage des Jahres 66 könnte mich jetzt ein wenig erheitern . . . der französische Krieg macht mir keine Sorgen; ich hoffe sogar auf ihn als das letzte Mittel, um den letzten Narren die Augen zu öffnen."

Noch zur Zeit des Burenkrieges äußerte Raabe, dessen Herz auf seiten der Angegriffenen stand: „Aber Realpolitiker bin ich doch seit Otto Bismarcks Konfliktskämpfen." Rechte Freude hat er jedoch am neuen Reiche nicht erlebt; ja es häufen sich Klagen und Anklagen gegen seine Zeitgenossen in einer beängstigenden Fülle. Sie kommen aus einem echt deutschen Gewissen heraus, das darunter leidet, daß bei allem Machtzuwachs und äußerem Glanz das Mark faul sei und die unvergänglichen Werte der deutschen Seele verschleudert würden zugunsten artfremder Gesinnungen und undeutscher Form. So warnt er schon Anno 1870 Freund Jensen, „unsere Nation nicht zu sehr zu loben; wir sind am Feiertag wahrlich nicht besser als andere Völker und am Werktag wahrhaftig auch nicht". Im Jahre 1875 erregt „der jetzt in unserem Volk herumgehende Größenwahn" seine ganze Empörung, und so bricht immer wieder sein Unwille über das undeutsche Gebaren durch, der sich gegenüber Karl Schönhardt bis zu dem Ausruf steigert (1887): „Nein, das deutsche Volk selber will das Reich nicht, hat es nie gewollt! Deutsches Volk? Ach was! deutsch redender und schwächender Bevölkerungsbrei, für einen kurzen Augenblick von ein paar großen Männern in eine staatliche Form gepreßt! morgen vielleicht schon sind sie tot, diese Männer, und der Brei fließt wieder auseinander." Duzende solcher Stellen richten sich gegen das Volk, das er doch wieder warm in Schutz nimmt, wenn es „draußen so dumm gehaßt und töricht verkehrt wird". Ihm gilt seine heiße Liebe, ja die ganze Leidenschaft seiner schriftstellerischen Wirksamkeit: „Wie wenig weiß und will der Deutsche, was deutsch ist."

Das, was nun Raabe auszeichnet, ist, daß er selbst bei tiefer Einsicht in alle Schattenseiten und Entartungen seines Volkes nicht in schweigende Verzweiflung versinkt, noch seine Kräfte in nutzlosem Zürnen vertut. „So puke ich denn meine epische Rüstung und gedanke als deutscher Sittenschilderer noch einen guten Kampf zu kämpfen." Dieser Kampf wurde tapfer und zäh durchgeführt gegen „die viele Lüge in unserer Literatur", für die Bewahrung der echten Werte, indem er mit wachsender Reife und Meisterschaft Werk auf Werk hinstellte zum Spiegel echten deutschen Wesens, wie es sich in seiner Geschichte und in seinem lebendigen Volkstum zeigt. Das gelang ihm mit den Waffen des befreienden Humors, etwa in Erzählungen wie Horacker, Der Marsch nach Hause, Das Horn von Wanza, wie des tiefen Ernstes etwa in den Romanen Unruhige Gäste, Die Akten des Vogel-fangs, Hastenbeck, um nur ein halbes Duzend aus der langen Reihe seiner Alterswerke zu nennen. Nach raschen anfänglichen Erfolgen, die er mit der Chronik der Sperlingsgasse, dem Hungerpastor und einigen früheren Erzählungen errang, fand Raabe, als er mit diesen Schriften sein Herzblut gab, kein Echo mehr im deutschen Volke, vielmehr bekam er, nach einem Briefe an Paul Heyse, „täglich

Sottisen gesagt über das, worin ich doch mein innerstes Leben und Wirken fühle. Ich habe den alten romantischen Schlachtruf: Krieg den Philistern! sehr ernst genommen."

Schließlich sanken auch diesem unermüdlichen Kämpfer müde die Arme, und selbst, als sein Ansehn durch „späte Schilderhöhung" in Deutschland zunahm, empfand er keine reine Genugtuung mehr darüber. Sein Überdruß am Leben wuchs durch schwere Schicksalsschläge und eigene Krankheiten; sie machten ihn „auf die Nichtigkeit aller Erdendinge aufmerksam", und er erfährt nun, „wie dunkel, öde, voll Bitterkeit und voll — Langeweile die Zeit vorübersehleichen kann". Die Philosophie befriedigt ihn nicht, und so rät der Greis seinem Freunde Schönhardt: „Von der Geschichte der Philosophie bleib weg. Das ist nur eine Geschichte menschlicher Unwissenheit über das, was hinter irdischer Erscheinung steckt." Er versucht sich mit Spinoza, Goethe und Schopenhauer über „das allgemeine betrübliche Menschenschicksal in diesem für jeden oft so unheimlichen Erdenleben" zu trösten, aber es bleibt niederdrückend, daß es ihm selbst nicht gelungen ist, zu erreichen, was er als Ziel hinstellt, das Faustwort variierend: „Wer immer strebend sich bemüht, der erlöst sich mehr und mehr selber." Im letzten Brief heißt es: „Der geistige und körperliche Krüppel ist vollständig bei mir in die Erscheinung getreten. Es geht eben zu Ende . . . was nun? Ein Weiterquälen bei Tag und Nacht bis zum letzten Geschrei!"

Jedoch nicht mit diesem trostlosen Ausklang des starken Briefbandes wollen wir von Raabe scheiden, sondern mit einem Worte unverlöschlichen Dankes für die Vorbilder tapferen, sieghaften, gemütvollen Lebenskampfes, die er dem deutschen Volk in unerschöpflicher Fülle mit den Männer- und Frauengestalten seiner Werke geschenkt hat, und die Mahnung beherzigen, die am Schlusse des Hungerpastors steht: „Gib deine Waffen weiter, Hans Unwirsch!"

E. W. SCHMIDT

## Das Glück des Linnaeus

Der Sohn des Hilfsgeistlichen von Råsholt im schwedischen Kirchspiel Stenbrohult, Carl Linnaeus, wurde 1707 in das Jahrhundert der beschreibenden Naturwissenschaften hineingeboren. Ein Jahrhundert, dessen bis dahin zusammengetragenes Wissen um die drei Naturreiche — Tiere, Pflanzen, Mineralien — noch nicht so groß war, daß nicht ein einzelnes Genie sich allein an eine Ordnung des noch überwiegend Ungeordneten hätte wagen können. Bausteine, große und kleine Blöcke, schon behauene und noch rohe, waren genügend vorhanden, um einen großen Baumeister, der einen geeigneten Plan im Kopfe trug, zur Ausführung eines stolzen Gebäudes zu verlocken. 1735 erstand dieses Gebäude. Es hieß *Systema naturae* und machte seinen Schöpfer, den jungen Doktor der Medizin und Vorsteher der Cliffordschen Gärten in Hartecamp, Holland, zu einem weltberühmten Mann.

Das war das Glück des Linnaeus, daß sich seine denkende Naturbetrachtung einer in ihrer riesigen Mannigfaltigkeit noch wenig erforschten Welt gegenübergestellt sah. Wo sein entzückt aufnehmendes Auge nur hinblickte, erfaßte sein sam-



melnder und ordnender Geist sogleich die Vielsältigkeit der Natur, um Neues und Unerhörtes der aufstrebenden Welt zu berichten. Auf Schritt und Tritt begegnete er zu machenden Entdeckungen. Ob der junge Linnaeus, als Student schon auf eine Forschungsreise geschickt, Lappland durchsuchte, oder der ältere Linnaeus in den schwedischen Provinzen umherzog, botanisierend, Vögel betrachtend, Steine sammelnd und Landschaftsbilder in sich aufnehmend: was er auch anfaßte, es wurden Goldstücke in seiner prägenden Hand.

1930 erschien ein Werk, „Aus fünfzig Jahren Deutscher Wissenschaft“, und damit ein Rückblick auf den Stand unseres heutigen Wissens überhaupt. Im Abschnitt Biologie kommt F. v. Wettstein zu der etwas wehmütigen Betrachtung: „Die schöne, sicher genussvollste Zeit, wo ein Beobachter mit hellen kritischen Augen das von der Natur offenliegend Gebotene sammeln und zu den schönsten Ergebnissen zusammenlesen konnte, ist leider meistens vorbei.“ — „Unheimlich türmt sich das Erkannte vor uns auf, und jeder Fortschritt bedeutet fast schon Hemmung. Die immer drohende Gefahr der userlosen Mannigfaltigkeit wirkt lähmend und verwirrend, und manche mächtig aufgeblähte Richtung ist in Gefahr der Stagnation. Spezialistentum macht sich breit, die allgemeinen Zusammenhänge verlierend.“ — Rund zweihundert Jahre früher konnte Carl Linnaeus es noch unternehmen, in großartiger Zusammenschau die gesamte Botanik, Zoologie und Mineralogie in ein System, in sein System, zu ordnen.

Außere sehr erfreuliche Umstände kamen noch hinzu, daß der Aufstrebende nicht in jungen Jahren gehemmt oder gar unterdrückt wurde. Er gewann sehr bald wertvolle persönliche Verbindungen mit bedeutenden Männern seiner Zeit und seiner Wissenschaft. War es zu Studienbeginn in Lund der Professor Stobaeus, bei dem er wohnen und dessen Bibliothek er benutzen durfte, so nahm in Upsala Olof Celsus den jungen Mann unter seine Obhut. Und dann folgte Rudbeck als Förderer, der den noch Ungraduierten zum Demonstrator und Dozenten der Botanik machte und ihn in sein Haus aufnahm. Rudbeck war auf die große Begabung des ihm bis dahin Unbekannten durch des Linnaeus kühne Abhandlung über die Sexualität der Pflanzen aufmerksam geworden. Als Dreiundzwanzigjähriger verfaßte er diese kleine aufsehenerregende Schrift, die aber nur ein Vorläufer und Wegbereiter sein sollte für die Großtaten seiner späteren botanischen Werke, der *Genera plantarum* (1737), der *Philosophia botanica* (1751), die Rousseau und später Goethe so sehr beeindruckte, und dem für die Nachwelt wichtigsten Werke, der *Species plantarum* (1753). Daß Pflanzen Sexualorgane haben und eine regelrechte Befruchtung, ist keine eigentliche Entdeckung des großen schwedischen Systematikers. Er hatte darin Vorgänger, vor allem in Camerarius und in Vaillant. Aber das gehört ebenfalls zu seinem glückhaften Stern, daß der Keim bereit lag, den sein Genius zu glanzvoller Entwicklung bringen konnte. Die Gedankengänge über die Geschlechtlichkeit der Pflanzen als bestgeeignete systematische Grundlage zu einer ganz neuartigen Einteilung der Pflanzen fanden gerade zur Zeit ihrer Entstehung im schöpferischen Kopfe des Linnaeus ihren Anknüpfungspunkt an Vaillants Traktat „*De sexu plantarum*“. Während so ein wohlwollendes Geschick Linnaeus von Stufe zu Stufe hob, erlosch ein Stern gleicher Größenordnung an seiner Seite. Sein kongenialer Freund Peter Artedi ertrank in einem Kanal, gerade als er nach entbehrungsreichem Entwicklungsgang in Holland mit Linnaeus gemeinsam großen Zielen entgegen sah.

„Die Sonne strahlte über den Weg des Genies“, schreibt Knut Hagberg, und ein Kapitel seines Buches (*Carl Linnaeus. Ein großes Leben aus dem*

Barock. Hamburg, H. Goverts Verlag. RM 7,50) heißt geradezu „Das Glück des Linnaeus“. In dieser unabhängig und eigenwillig geschriebenen Darstellung des Lebens seines großen Landsmannes stellt ihn Hagberg plastisch vor den farbigen Hintergrund der Kultur seiner Zeit. Und das ist das Verdienstliche und Reizvolle an diesem Buche — diese originell herausgearbeitete Wechselbeziehung des Linnaeus zu seiner Umwelt — und rechtfertigt vollaus sein Dasein neben und nach der großen „offiziellen“ Biographie von Th. Fries aus dem Linné-Festjahr 1907. Hagberg spürt dem Menschen nach, dem allen Genialen gemeinsam Probleematischen in Linnaeus. Er zeigt den genialen Menschen auch in seinen Schwächen. Hagberg sieht ihn mit wohlthuender Sachlichkeit, ohne schönfärbende Brille. „Er war nun einmal so veranlagt“, damit bescheidet er sich. Und Hagberg zeigt uns auch den oftmals recht pessimistischen alternden Mann, nachdem dieser als Archiater (Leibarzt des Königs), als Professor der Anatomie und Medizin an der Universität Upsala und geadelt — er hieß von nun an Ritter Carl von Linné — auch noch Herr von Hammarby und Sävja geworden war, einem großen Landsitz in der Nähe Upsalas.

Mit vierzig Jahren kam die innere Wende. Das äußere Glück des Linnaeus nahm noch zu, das innere, der stolze Mut, die Harmonie, verließ ihn. Wir haben in Linnaeus den Typ des Romantikers zu sehen, um Wilhelm Ostwalds Einteilung großer Forscher in Klassiker und Romantiker hier anzuziehen. Romantiker, frühreif, geistig überaus schnell reagierend, in stürmischem Anlauf die großen Werke in der Jugend schaffend oder doch zum mindesten konzipierend. Unausgeglichen, schwankend, früh verbraucht. So war auch Linné. Dabei ein glänzender und begeisternder Lehrer, der eine Schar hochbegabter Schüler aus aller Welt heranzuziehen wußte. Die Krisis um das vierzigste Jahr ist allen großen Romantikertypen gemeinsam. Alles, was nun noch geschaffen wird, wird dem Körper abgerungen. „Die Munterkeit, der fröhliche Trotz waren nicht mehr zu entdecken. Der Sinn für die großen Zusammenhänge, die Genauigkeit in der Beobachtung der Details und das lyrische Entzücken nahmen zu. Aber man hat das Gefühl, daß dahinter jetzt eine Nervenanspannung stand. Er war wie ein stolzer Schwan in einem Ententeich; aber der Schwan hat nicht nur mächtige Flügel, er ist auch von reizbarer Gemütsart.“

Und doch standen seine größten Werke noch vor ihm. „Die *Philosophia botanica* schrieb er, als er geistig und physisch müde war bis auf den Tod.“ Zwei Jahre später folgte das Werk, dessen ordnendes Gedankengut für alle Zeiten in die Wissenschaften eingegangen ist, die *Species plantarum*. Denn hierin gelang Linné der geniale Wurf der binären Nomenklatur. Von nun an bis auf heute erhält jede Pflanze (und jedes Tier) einen Namen, der aus zwei Wörtern gebildet ist. Zum Beispiel: *Galanthus nivalis* L. Es ist dies die wissenschaftliche Bezeichnung für unser Schneeglöckchen. Zuerst kommt der Gattungsname, dann die Artbezeichnung, und dahinter steht abgekürzt der Name dessen, der die erste wissenschaftliche Beschreibung geliefert hat. Das L., das wir bei so vielen Pflanzen hinter ihren lateinischen Namen finden, besagt, daß Linné „der Autor“ der betreffenden Pflanze ist.

Diese binäre Nomenklatur ist das, was auch heute noch unverändert lebendig ist von Linnés großem Schaffen. Das künstliche System der Pflanzen, sein Sexualsystem, das die große Bewunderung der Zeitgenossen hervorrief und nach dem unzählige systematische Werke geordnet wurden, hat einem natürlichen System weichen müssen. Einem System, dessen Notwendigkeit Linné aber schon durchaus



klar war. Wertvolle Ansätze dazu finden sich in seiner *Philosophia botanica*. Er sagte selbst: „Das natürliche System ist das höchste Ziel der Botanik jetzt und für alle kommenden Zeiten.“ Die Stimmen, die sich zu Lebzeiten gegen das künstliche System erhoben, hatten deshalb unrecht. Die Zeit war noch nicht reif für das natürliche System der Pflanzen, an dem auch heute noch gearbeitet wird. Es ist eine der Großtaten deutscher Wissenschaft, dieses natürliche System der Pflanzen zu einem gewaltigen Werk aufgebaut zu haben. 1887 begannen „Natürliche Pflanzenfamilien“ von Engler-Prantl erstmalig zu erscheinen. Das Werk war 1909 mit 19 Bänden abgeschlossen. Seit 1924 erscheint eine zweite Auflage, und noch größer in seiner Planung ist das von Engler außerdem noch im Jahre 1900 begonnene Werk „Das Pflanzenreich“. Ein riesiges Unternehmen, das die genaue Beschreibung aller Pflanzenarten der Erde vorsieht. Eine Beschreibung, für die Linnés Meisterhand wiederum die Grundlagen gelegt hat.

„Das Glück des Linnaeus!“ Mit goldenen Lettern konnte er sich in das Buch der Wissenschaft als der Größten einer unvergänglich eintragen. Das Vergängliche des Reformators der organischen Naturgeschichte, des Ritters Carl von Linné, wurde im Januar des Jahres 1778 zu Grabe getragen.

# R u n d s c h a u

**Herkunftslorgen des Menschen.** In der breiteren Öffentlichkeit ist es neuerdings wieder zu Erörterungen der Fragen um die Abstammung des Menschen gekommen. Wir waren eine geraume Zeit lang aller solcher Probleme, Lehren und Tatsachenzusammenhänge etwas müde geworden. Lamarck, Darwin, Haeckel waren wiederum zu dem geworden, was sie eigentlich darstellen: zu bedeutenden Fachforschern im geschichtlichen Entwicklungsgang der biologischen Wissenschaften. Hinzu kam, daß sich auch im Bezirk der Wissenschaften ihre Lehren im Range absoluter Wahrheiten und bleibender Erkenntnisse nicht durchweg halten können. Dies galt insbesondere für den in der Öffentlichkeit wirksamsten, rein hypothetischen Teil dieser inzwischen als „klassisch“ bezeichneten Abstammungslehren, während natürlich die Fundamente der Tatsachenforschung im Lebenswerk der drei großen Deszendenzlehrer unangetastet blieben. Immerhin, so wenig auch des Franzosen Lamarck Grundlehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften sich als richtig erwies, so schief auch des Briten Darwin Thesen vom Kampf ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl als Selektionsprinzipien sich bald darstellten und so hoffnungslos auch Ernst Haeckel sich mit seinen materialistischen Patentlösungen aller Welträtsel in den Hochgebirgen des Denkens verfliegen hatte: die eine populärste Auffassung im Rahmen des biologischen Entwicklungsdenkens, die der Abstammung des Menschen von äffischen Vorfahren und weiter retour über andere Säugetiere, Reptilien, Fische usw. bis zu Urtieren und Einzellern erschien doch gesichert, so daß selbst einem religiös und idealistisch eingestellten Laien nichts mehr von der ursprünglichen Abneigung gegen einen solchen Gedankengang übriggeblieben war. Max Scheler hat von einer anderen, die Menschheit früher sehr bewegenden Frage, von der nach der Unsterblichkeit der Seele, einmal gesagt, daß

sie heute „ihren metaphysischen Rang“ verloren habe. In ähnlicher Weise haben vielleicht auch diese Abstammungsfragen für viele von uns ihren metaphysischen Rang verloren gehabt. Und gar heute; ob man da nun Katholik, Protestant oder auch Glaubensloser ist, unsere letzten zehn Ahnen interessieren uns gewisslich mehr als die millionenlange Kette unseres Lebenszusammenhangs bis in die Urzeit zurück. Hinzu kommt, daß der denkende Mensch wiederum gelernt hat, diese infinite Nabelschnur der Abstammung gewissermaßen von oben her abzuschneiden. Zeit ist vor dem Denken nach wie vor nichts Reales ohne ein menschliches Bewußtsein. Alles mit Zeiten und noch dazu mit so ungeheuerlichen, ausschweifenden Zeitbegriffen, wie es die der Abstammungslehre und Paläontologie sind, arbeitende Denken und Forschen stellt sich daher oft die Schlingen antinomischer Schlussfolgerungen, in denen es leicht zu Fall kommen kann, bzw. die seine Erkenntnisse doch nie so ernsthaft werden lassen, daß sie mit den absoluten Bereichen unseres Geistes, mit Religion und Philosophie wirklich in Konkurrenz treten könnten. Nichtsdestoweniger behält es nun seinen Reiz, den Lebensprozeß des Denkens, der ja, selber ein dauernder Fluß, eine dauernde Wandlung und Selbstüberwindung darstellt, in diesem Fragenbereich heute wieder einmal kräftiger am Werke zu sehen. Die fast unsichtbare bloße Erosion, die allen unseren Denk- und Forschungsergebnissen widerfährt, wird ja von Zeit zu Zeit immer wieder einmal von der lebhafteren, dramatischen Form alles Wandels, von eruptiven und umstürzenden Prozessen abgelöst. Ein solcher scheint nun — langsam und auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten vorbereitet — jetzt mit dem klassischen Abstammungsdenken vor sich zu gehen. Zwar ist es richtig, daß alle ausdrücklichen Anthropologen auf deutschen und ausländischen Universitäten der verschiedensten religiösen oder politischen Bekenntnisse zur Zeit noch die von dem Kieler Anthropologen Hans Weinert (u. a. auch in seinem neuesten Buch „Der geistige Aufstieg der Menschheit“). F. Enke, Stuttgart) mit dogmatischer Schärfe ausgesprochene Ansicht vertreten, daß eine Abstammung des Menschen über das Mittelglied des Pithekanthropos von äffischen Vorfahren so „sicherer wissenschaftlicher Besitz“ ist, daß sie von keinem Sachkundigen bezweifelt werden könne. Wie oft haben wir aber schon in der Geschichte der Wissenschaften diese Form dogmatischen „Hochmutes“ sich gerade dicht vor einem Fall herausbilden sehen! Wie tief ist uns auch im naturwissenschaftlichen Bereich nach dem Sturz des ptolemäischen oder des Newtonschen Weltbildes, der Entthronung Euklids oder der der chemischen Elementenlehre die Skepsis selbst gegenüber viel solideren und exakteren Wissenschaftsformen, als es die Biologie jemals sein könnte, anezogen worden! Wir wollen damit nicht sagen, daß nun z. B. der als Gegner der Stammbaumlehre und Affenabstammung neuerdings viel genannte Berliner Anatom Prof. Westenhöfer mit seinen vergleichenden anatomischen Forschungen über Affe und Mensch, aus denen er die Unmöglichkeit einer Affenabstammung des anatomisch viel „primitiveren“ und sozusagen plastischen Menschen folgert, schon ein Umwälzer des bisherigen Entwicklungsdenkens sein müßte. Die wissenschaftliche Bewegung scheint viel breiter zu sein als das Forschungswerk eines einzelnen Mannes. Es stehen ja nicht nur die Menschenabstammung, sondern auch die Fragen von Vererbung, Wandlung der Arten und last not least, wie es gerade Weinert in seinem übersichtlichen und den Stand der Kenntnisse gut zusammenfassenden oben genannten Werk im Titel programmatisch ausdrückt, auch der „geistige Aufstieg der Menschheit“ zur Diskussion. Die Biologie und Anthropologie haben sich von der Tatsachenforschung her einerseits, von der philosophischen Überlegung her andererseits



in unserer Epoche wiederum im Zentralproblem des Geistes wenn auch noch tastend und widerspruchsvoll zusammengefunden. Es wird daher in Zukunft vielleicht bald nicht mehr möglich sein, Abstammungsfragen nur noch unter dem Gesichtspunkte der biologischen Menschenkunde zu behandeln. Die Entwicklung immer komplizierterer Begriffsapparate zur bloßen Beschreibung und Deutung der Phänomene wird eines Tages den längst schon in den Diskussionen heimlich gegenwärtigen „Geist“ von Persönlichkeiten sozusagen auch sinnlich sichtbar machen und wird damit viele der menschlich allzu menschlichen Hintergründe aufdecken, die zur Zeit diese Diskussion um unsere Abstammung von Gott oder vom Affen (um es kraß antithetisch zu formulieren), vom Oben oder vom Unten, vom Lebendigen oder vom Toten noch so stark mit Haß und Liebe, Ressentiment und Vorurteil belasten.

**Im Lichtkreis des Titanen.** Johann Heinrich Merck, geboren am 11. April 1741, wäre wohl kaum noch im Gedächtnis des deutschen Volkes, sondern nur noch in dem der Fachgelehrten, wenn er nicht durch seine Freundschaft mit Goethe und als Vorbild zum Mephistopheles durch den Genius in die Nähe der Unsterblichkeit gerückt wäre. Als Goethe den acht Jahre Älteren, mit dem ihn schon eine doppelte Beziehung über Herder und Schloffer verband, kennenlernte, war Goethes Entwicklung gerade auf einem Punkte, daß die Verührung mit Merck für ihn von entscheidender und heilsamer Bedeutung werden konnte. Der im Weltleben geschulte Merck mit seinem scharfen Verstande, seinem unbegrenzten Haß gegen Trivialität, geistiges Philistertum und jede Art von Halbheit, seiner auf das Praktische und Erreichbare gerichteten Kritik härtete Goethes Weichheit, warnte ihn vor romantischen Irrwegen in Gefühlsüberschwang, drängte ihn, Werke abzuschließen, und half ihm zu innerer Ruhe, zu Arbeit und stetiger Weiterentwicklung. Sein schonungsloser Spott, der vor nichts haltmachte und mit einer instinktiven Sicherheit genau die Schwächen und wehen Punkte der andern traf, erzog Goethe, da Merck zu gleicher Zeit ein stets hilfsbereiter Freund der Menschen war, die er so stark bejahte wie den jungen Dichter. Merck hatte auf den Universitäten Altdorf und Göttingen studiert und war, als Goethe ihn kennenlernte, Kriegsrat in Darmstädtischen Diensten und außerdem ein Schriftsteller und Kunstkenner von Ruf. „Wir waren miteinander wie Faust und Mephistopheles“, sagt Goethe. Goethe anerkannte das Fundament einer hohen Kultur, über die Merck verfügte, und er hat sich, als er viele Briefe vernichtete, nach seinen eigenen Worten zwei Tage überwinden müssen, auch Mercks Briefe wegen ihres geistigen Gehalts zu verbrennen, aber er nennt ihn bereiter zum Tadel als zum Lob. Mit seinem durchdringenden Blick sah Merck die Mängel und Schwächen aller Menschen, die ihm begegneten, und stellte sie, wo sein Gefühl nicht mitsprach, ohne jede Schonung mit kaltem Spott bloß. Diese Art Mercks verbitterte ihn im Zusammenhang mit einer unglücklichen Ehe mehr und mehr. Dazu kam seine Neigung, sich auf geschäftliche Spekulationen einzulassen, und bei häufigen Fehlschlägen ließ er sich mehr und mehr zu verletzender Bosheit hinreißen. So nimmt es nicht wunder, daß er schließlich seinem Leben selber ein Ende setzte, als er glaubte, große Verluste erlitten zu haben, während sich doch nach seinem Tode die finanzielle Lage durchaus nicht als hoffnungslos herausstellte. Goethe berichtet, daß Mercks Haß gegen die Vanaufen so weit ging, daß er ein gutes Werk der Kunst nicht in den Händen eines Philisters ertragen konnte, und daß ihm dann jedes Mittel, selbst grandioser Betrug recht gewesen wäre, ein solches Werk in seine eigene Sammlung zu bringen. Als kleinen Zug berichtet Goethe in seinen

Gesprächen, daß Merck, der eine starke Neigung zu nobler Lebensführung hatte, es dem Herzog Karl August im Grunde nie verzeihen konnte, daß er einmal bei einer gemeinsamen Reise einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden habe. Unter Goethes Gedichten sind verschiedene an Merck gerichtet, so das Sendschreiben, das mit den berühmten Worten beginnt: „Mein altes Evangelium Bring' ich dir hier schon wieder.“ Ebenso das nicht minder berühmte Gedicht, mit dem er Merck die zum Druck fertiggemachte Handschrift des „Götz“ übersandte, an dessen Schluß die Aufforderung steht, daß allen „Philistern, Kritikastern und ihren Geschwistern, wohl ein jeder aus seinem Haus, seinen A. zum Fenster hinaus weisen“ solle. Am 29. März 1831 äußerte Goethe sich zu Eckermann noch einmal über Merck und erzählte dabei folgende charakteristische Geschichte: der Großherzog Karl August habe Merck sehr geschätzt und sich einmal für eine Schuld von 4000 Talern für ihn verbürgt. Merck habe jedoch nach kurzer Zeit die Bürgschaft zurückgeschickt, ohne daß seine Umstände sich inzwischen verbessert hätten. Dieses Rätsel habe Merck ihm dadurch gelöst, daß er den Herzog, einen freigebigen, trefflichen Herrn voll Zutrauen zu den Menschen und Hilfsbereitschaft, nicht um das Geld habe betrügen wollen, weil er dann sein Zutrauen würde verloren haben und viele unglückliche gute Menschen darunter hätten leiden müssen, daß einer ein schlechter Kerl gewesen sei. Merck gab mit Goethe zusammen die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ heraus, dieses Zummelblatt kraftgenialischer Kritik, und hat viel dazu beigetragen, Goethes Anschauungen auch in der bildenden Kunst zu klären. Mercks Qualitäten müssen schon groß gewesen sein, und nicht nur die eines angenehmen und wichtigen Gesellschafters, denn Männer und Frauen wie Goethe, Karl August, die Landgräfin Karoline von Hessen, Anna Amalia von Weimar, Herder, Wieland und viele andere bedeutende Geister schätzten ihn und bewahrten ihm ihre Sympathien. So ziemt es sich wohl, seiner zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages zu gedenken — wenn er freilich nach den heutigen Anschauungen den Ansprüchen an einen Kritiker und Kunstbetrachter nicht genügt hätte, da ihm das Konstruktive und Aufbauende fehlte.

**Ein Charakter von antiker Prägung.** So kann man den Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke, der am 24. April 1891 starb, also vor nunmehr 50 Jahren, mit Fug nennen. Er war zu gleicher Zeit die Vollendung des preussisch-deutschen Offiziers. Er war ausgezeichnet durch strenge Selbstzucht, kameradschaftliche Zuverlässigkeit und Treue, Liebe zu seinem Beruf, unerschütterlichen Pflichteifer ebenso wie durch eine tiefe Innerlichkeit und eine feinsinnige und feingeistige Bildung — und er wußte, was ein solcher Besitz an Wissen und Bildung gerade auch für den militärischen Führer bedeutet. Dieser Mann, dessen Leben bei allen starken äußeren Bewegtheiten durch Kommandos und Heerführung im Kriege in einer schnurgeraden Linie verlief und der dieses Leben selber gestaltete, hatte keine Freude an flachen Zeitvergeudungen, bewahrte die Herrschaft über sich selbst in jeder, auch der ernstesten Lage und zeigte in allen Äußerungen einen selbstverständlichen Adel und eine eingeborene Vornehmheit. Als Kadett und junger Offizier, zunächst in dänischen, dann in preussischen Diensten, hat er sich in äußerem Mangel, in Härte und Entbehrung durchgehungen und sein Wesen zu einer höheren Persönlichkeit gestaltet. Er war in der Sicherheit seines adligen Seins und seines Könnens ebenso fern von der Betriebsamkeit eines mittleren Talents wie von dem unruhigen Ehrgeiz des kleinen Mannes. Dieser Kenner der Welt, der die europäischen Länder wie die Türkei kannte, übte eine stete Selbstkontrolle



aus und verstand es, sein Wesen durch Selbsterziehung frei von Zwiespalt zu machen. Er hatte die Geduld des wahrhaft großen Feldherrn, die Dinge zur Entscheidung reifen zu lassen, ehe er zugriff. Der jahrelang geübte Verzicht auf persönliches Behagen verinnerlichte ihn. Er fand in der Musik und in der Kunst Ersatz für die Außerlichkeiten banaler Feste, und es ist kennzeichnend für ihn, daß er Mozart und Beethoven besonders liebte. Sein heller Geist verführte ihn nicht zu dem billigen Glauben, alles mit dem Verstand meistern zu können, sondern er glaubte fest an ein Jenseits und an die Liebe als die letzte bewegende Kraft. Seine Persönlichkeit war von Kunst und Wissenschaft geformt, beseelt und männlich-keusch im Gefühl, ebenso wie er durch ein geistiges Ebenmaß ausgezeichnet war. Sein ruhiges Urteil bewahrte ihn, voreilige Schlüsse aus der Politik ohne gründliche Kenntnis der Materie zu ziehen, bevor nicht die ganze Frage durch eine historische Betrachtung von den Schlägen des Tages und der Tendenz gesäubert war. Er war ein Meister des Stils, seine Bücher zeichnen sich wie seine Befehle durch kristallklaren Ausdruck aus, und seine geistige Persönlichkeit war so stark, daß sie dem Militär selbst in Zeiten reichster geistiger Entfaltung und Blüte seinen Rang in der vordersten Linie der Geistigen sicherte. Das alles befähigte ihn, in letzter Selbstbeherrschung, unangefochten durch trübe Leidenschaften und niederen Ehrgeiz, stets die Tadellosigkeit der gesellschaftlichen Haltung zu behalten. In den „Gedanken und Erinnerungen“ rühmt Bismarck ihm ausdrücklich nach, daß er seine sich immer gleichbleibende weltmännische Höflichkeit und unantastbare Sachlichkeit auch in den Konflikten im Versailler Hauptquartier stets bewahrt habe. In den schwersten kriegerischen Entscheidungen zeigte er einen unübertroffenen Gleichmut, und nichts konnte ihn bewegen, seine Geduld und Nachsicht mit den Untergebenen aufzugeben. Dieser Mann der Zucht und Ordnung und des nüchternen Handelns hat sich keinem Menschen gegenüber etwas vergeben, auch seinem Souverän gegenüber nicht. So konnte er bei allen Entscheidungen stets das Gewicht seiner reinen, geistig unabhängigen Persönlichkeit und eines festen Charakters in die Waagschale werfen. Erstaunlich bleibt, wie gerade dieser tiefe und nüchterne Denker von ungemeiner Kühnheit und Zielsetzung in der Durchführung seiner strategischen Pläne als ein Schüler von Clausewitz und Napoleon war und dabei immer die Fähigkeit zur Anpassung an jede neue Lage behielt. Er hat als Feldherr keine Schlacht verloren. Vergessen darf nicht werden, daß er das Glück genoss, einen rechtlich denkenden, vornehm gesinnten Monarchen über sich zu haben und große Männer als Kameraden und als Gegner. Wie alle großen Männer und Soldaten sollte er dem tapferen Feinde seine Achtung, und Ruhmredigkeit war ihm fremd wie seinem Kaiser, mit dem er Gott die Ehre gab. Moltke hat mit Schlieffen gemeinsam den Typus des deutschen Offiziers geschaffen und vorgelebt, der durch viele Jahre die Liebe des eigenen Volkes und die Achtung der Welt erwarb. — Bei der Charakterisierung Moltkes sind wir im wesentlichen dem Bilde gefolgt, das W i l l y A n d r e a s von ihm entworfen hat. Der Aufsatz erschien jetzt neu in dem Buche „G e i s t u n d S t a t“, in dem Andreas bedeutungsvolle Einzelarbeiten vereinigt hat (Leipzig, Koehler & Amelang. RM 7,—). Unter den gesammelten Aufsätzen sei noch besonders neben dem über Maria Theresia die Arbeit „Marwig und der Staat Friedrichs des Großen“ hervorgehoben.

**Oskar Loerke** †. Am 24. Februar, also nicht ganz drei Wochen vor seinem 57. Geburtstag, ist in seinem Hause in Berlin-Frohnau der Dichter Oskar Loerke gestorben. Loerke war seit einigen Jahren herzkrank und, wie man jetzt wohl sagen

muß, schwer herzkrank. Die Unberechenbarkeit bei allen Erkrankungen dieses Zentralorgans bringt es aber mit sich, daß der Tod für ihn selber und seine Freunde dann doch plötzlich und überraschend kam. Er ist dafür aber offenbar in eine milde Gestalt gehüllt gewesen, nachdem in den Jahren vorher öftere und weit schwerere Anfälle von Herzererschöpfung so viel vorbereitende Todesvertrautheit angesammelt hatten, wie sie einem Menschen den großen Übergang im Rahmen des hier Möglichen erleichtern kann. Voerkes letzte Worte lauteten: „Ich habe keinen Willen mehr.“ So negativ diese Ausdrucksweise auch erscheint, in den Worten verrät sich nicht nur viel von den Kämpfen seiner letzten Lebensjahre, sie sind auch weit darüber hinaus für ihn schlüsselhaft und bezeichnend. Voerke ist ja einerseits ein sehr moderner, als Lyriker überhaupt wohl erst „zukünftiger“ Mensch gewesen. Der große geschichtliche Prozeß auf die Autonomie des menschlichen Geistes hin hat in ihm eine beachtliche und entschiedene Individuation gefunden. Andererseits brauchte man aber mit diesem selben Menschen nur einmal in persönliche Berührung zu kommen, um eine Menschlichkeit, ein Seelentum und eine Charakterstruktur herauszufühlen, die als verslossen, idealisch und unserer Zeit verloren anmutete. Obwohl er aus Westpreußen stammte und durch jahrzehntelangen bleibenden Aufenthalt dann zum Berliner wurde, konnte man Voerke schon durch seine innige, fleischgewordene Beziehung zur Musik eher für einen Süddeutschen, ja für einen Österreicher halten. Ihm fehlte alles Preussische bis in den ein wenig wandernden Gang und die träumerische Körperlichkeit hinein. Auch äußerlich schienen Brucknerzüge in ihm verkörpert, ohne indessen trotz der innigen gegenseitigen Geistesbeziehung, die in Voerkes Brucknerbuch, ebenso wie in seinem praktischen Musizieren immer wieder unvergesslichen Ausdruck gefunden hat, durch Bewußtsein und Attitude auch nur im geringsten getrübt zu werden. Wenn vielmehr irgendeiner der schöpferischen Geister seiner Generation wahrhaft poseslos und echt bis in die sublimsten Nuancen seines Geistes, nicht nur seines Menschen gewesen ist, dann Oskar Voerke, der eben aus diesem Grunde zu seinen Lebzeiten von den betriebsameren und glänzenderen Erscheinungen seiner Talents- und Geistesrichtung immer überrundet gewesen ist. Dies als Erzähler sowohl, worin möglicherweise seine Stärke in der Tat auch nicht gelegen hat, so daß er selber in älteren Jahren damit aufhörte, wie auch als Essayist, wo ihm vielleicht die bedeutendsten und feinsten Arbeiten dieser Art im neueren deutschen Prosaschrifttum gelungen sind, und wie endlich auch als Lyriker, als den ihn die zeitgenössische Literaturwissenschaft vielfach schon wieder vergessen hat, ehe sie ihn überhaupt erkannte. Hier bleibt viel aufzuarbeiten. Aber man braucht andererseits auch keine Sorge zu haben. Voerke, dessen Name namenskundlich wahrscheinlich als eine niederdeutsche Form von Verke zu deuten ist, hat ja als Lyriker schon in seinen frühesten Gedichten eigentlich niemals so „geungen, wie der Vogel singt“. Seinem Gedichtwerk fehlt im Zusammenhange hiermit denn auch gänzlich der Sektor der „Liebesgedichte“ und damit die trübere, triebhafte Seite der Lyrik. Ebenso fehlt ihm aber auch die pathetische und tragisierende Seite, der „Jugendstil“. Seine Ahnen und Verwandten sind eher im Goethe des Westöstlichen Divan, in Rückert, in Jean Paul, Herder und dann vor allem in den großen deutschen Musikern von Bach bis Schubert und Bruckner zu suchen. So wie diese Reihe planlos erscheinen könnte, war überhaupt wenig aufdringliche Architektonik und geistesgeschichtliche „Ordnung“ in den Welten, die Voerke sich aneignete, wie auch in der Welt, die er wiederum aus sich selber herausformte. Er war kein Humanist und Klassizist und liebte doch das griechische Altertum, neben ihm ließ er aber auch



indische oder nordafrikanische Eindrücke sinnlicher wie geistiger Art gern auf sich einwirken. Er war kein bezidierter Christ und hatte doch innige Beziehungen zum Mittelalter nicht minder als zu den großen russischen und philosophischen Gestalten des deutschen Protestantismus, und was dergleichen mehr durchaus nicht feierlich „synthetisierte“ Gegensätze in seinem Innern lebten. So ist er nun zuletzt über der Arbeit an einem Schubertbuch gestorben. Aber auch eine große Zahl seiner Gedichte aus letzter Zeit sind bisher nur Freunden mitgeteilt worden. Sein Nachlaß dürfte reich und fesselnd sein. Wenn sich dies von einem Menschen sagen läßt, so ist Oskar Loerke daher verfrüht gestorben und sicherlich nicht ohne die stoßende Gewalt von ihm und seiner geschwächten Lebenskraft nicht mehr gefasster und unschädlich gemachter Eindrücke aus Zeit und Leben. Um sein Weiterleben in unserem Volke aber braucht uns nicht bange zu sein.

**August Scherl.** In diesen Tagen werden zwanzig Jahre hingegangen sein, seit August Scherl als über Siebzigjähriger zu Grabe getragen wurde. Nur zwei Jahrzehnte — aber was blieb nach dieser apokalyptischen Hezjagd des Geschehens, durch die das Schicksal uns seitdem gepeitscht hat, von diesem Namen vor dem heute geltenden Geschlecht? Der Firmentitel eines seltsam unpersönlich anmutenden Zeitungsunternehmens, die Vision vieler moderner Rotationsmaschinen, die tags und nachts in ruhelosem Stampfen und Schüttern Nachrichten, Lesestoff für jedermann und kleine Anzeigen und Inserate speien. — Und doch verband sich noch vor einem Menschenalter mit dem Klang „August Scherl“ über das breite, von ihm aus dem Nichts emporgetürmte, das gesamte deutsche Zeitungswesen umgestaltende Werk hinaus zunächst das Bild einer geheimnisvollen, von einer beinahe gespenstigen Aura umwitterten Persönlichkeit. Unsichtbar war er — nur ganz Wenige konnten sagen, ihm Aug' in Auge gegenübergestanden zu haben — aber hinter der Auswirkung seines so menschenheuen wie ruhlosen Treibens, der niemand sich entziehen konnte, stand ein an Anregung und Anstoß, an Tat und Wollen sich fiebernd, leidenschaftlich und unstillbar überstürzender Mann. Einem von Frank Wedekinds seiltänzerischen Helden glich er in manchem Zug: aus unsichtigem Dunkel drängte er herauf — aus kühn spürendem Zeiterkennen schuf er eine Fülle neuer Werte — bis seine den Realitäten weglaufende, ins Bereich der Phantasterei aufrankende Phantasie ihn selbst an den Trümmern seiner Träume scheitern ließ. Marquis von Keith — — Feenpalast? Nein: größer, breiter ausgreifend waren die Visionen August Scherls: Emportreiben der Volksbildung durch ein staffelweises Aufbessern des Lesestoffes der Massen — ein Sparsystem, das jedem Deutschen ein Kapital verschaffen sollte — eine Einschienenbahn auf Grund eines gyrostatistischen Prinzips, die rund zweihundert Kilometer in der Stunde durchlaufen konnte — Heiligendamms als ein beinahe griffweit naher Vorort Berlins an der Ostsee. — — Und zugleich war der Mann, der solche Pläne wälzte und Millionen über Millionen an die Vorarbeiten zu ihrer Verwirklichung wandte, die immer wache Seele, der Nerv und, gleich einer verborgenen Termitenkönigin, der in die letzte, tiefste Zelle eingespinnene Zwingherr und Herrscher über den zu immer höherem Wuchs ansteigenden journalistischen Bau in der Zimmerstraße. Nach vielen Hunderten zählten die geistigen Mitarbeiter, die ihm dienstbar waren: Verlag und Redaktionen, Ateliers und Büros für Ingenieure, Ärzte, Fachleute aus allen Gebieten umfaßten beste Kräfte, die er — der selbst niemals auch eine Zeile nur für den Druck schrieb — witternd aus seiner Zelle vor ertastete, erfassen ließ und auf Grund damals beispielloser Angebote enga-

gierte. Aber von diesen Vielen galt das gleiche, was Petronius den Enkolpius vom Heer der Sklaven des Trimalchio erfahren läßt: „Nicht der zehnte Teil von ihnen kennt, glaub' ich, seinen Herrn!“ Männer von führender Bedeutung gab es da im Hause, mit denen der menschenscheue Magus durch Vermittlung seines Friseurs Pfiffigreuter — des vielleicht einzigen Menschen, dem er ohne Rückhalt vertraute — in täglichem Gedankenaustausch stand, die ihn aber doch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Da war als Medium dieser Friseur, der seinem Herrn täglich morgens die Haare mit der Brennschere zu kleinen Löckchen rollte, daß sie gleich einem dunklen Persianervlies erglänzten, der dabei Weisungen und Aufträge entgegennahm und bald darauf leise an diese und an jene Türe klopfte, bescheiden und doch im Bewußtsein seiner Sendung vor diesem oder jenem Schreibtisch stand: „Herr Doktor, der Herr Scherl meint, daß die Notiz heute — —“ Denn alles, alles sah und kontrollierte dieser Unsichtbare. Er war großzügig, wenn er seine Zustimmung bekunden wollte: „Herr Scherl hat sich sehr gefreut — er bittet den Herrn Doktor, sich ein Sonderhonorar an der Kasse zu holen —“ und er bestrafte wie ein aus unwölkten Höhen niedergreifender Gott, wenn er verstimmt war. Da fehlte eines Morgens in dem Arbeitszimmer eines Verlagsdirektors, eines Redakteurs gleich wie von unwirklichen Händen fortgezogen der Teppich — niemand wußte, wer das Ding hinweggezaubert hatte — nur der Betroffene ahnte die tiefere Bedeutung. Am nächsten Tage aber war auch sein gewohnter Armstuhl verschwunden. Er holte sich verbissen ankämpfend oder mit überlegenem Lächeln irgendein übles Sitzmöbel als Behelf — aber da war am dritten Tage gar der Schreibtisch aus dem Zimmer fortgeschlagen! Das hieß, ohne daß man darüber sprach: Du bist in Ungnade, mein Freund — nein, nicht gekündigt — aber zunächst z. B. gestellt und strafversezt in einen leeren Raum. — Oder es ging ein Laufzettel von Redaktion zu Redaktion: der Name des Verfemten sollte nirgends mehr erscheinen. Einmal geriet ein solcher Urias-Ukas aus Versehen in das Redaktionsbüro des Berliner Adreßbuches: da strich man den Verurteilten auch dort — hinweggewischt war nun sein Name aus den Gärten des Lebens, bis ihn die eines Tages wieder aufstrahlende Gnade August Scherls zu neuem Dasein erstehen ließ. — Kaum übersehbar waren die Sonderlichkeiten dieses in vieler Hinsicht genialen heimlichen Königs. Ein eigenes Portal gab es im Hause, durch das nur er allein kam und ging. Die Equipage, die ihn aus der Wohnung in der Bellevuestraße in das Verlagshaus brachte, wurde bei ihrer Abfahrt telephonisch vorgemeldet, ein Diener stand erwartungsvoll an dem Portal bereit. Dann hielt der Wagen, blickschnell öffnete der Diener den Schlag — wie aus sich selbst ging gleichzeitig auch das Tor Sefam auf, und eine dunkle, unwahrscheinlich dürre Gestalt huschte gehehrt, wie auf der Flucht vor Augen, die sie etwa erspähen könnten, ins Haus, das sich gleich hinter ihr wieder geheimnisvoll verschloß: Herr August Scherl. — Im Hause aber war dafür gesorgt, daß niemand ihm auf dem Wege in seine zu stetem Dämmerlicht verhangenen Zimmer begegnen konnte. Verließ er die, was selten vorkam, um einen seiner Herren aufzusuchen, dann ging vorher ein Botenmeister räumend durch die Gänge und ersuchte von Tür zu Tür, die Arbeitszimmer jetzt nicht zu verlassen: Herr Scherl käme gleich vorüber — es würde angesagt werden, wenn die Passage wieder freigegeben sei. — Er ging gern ins Theater, und ein Angestellter, der kaum mehr als dieses Amt zu erfüllen hatte, mußte dann dafür sorgen, daß drei aneinander grenzende Logen bezahlt wurden und zur Verfügung standen. Zwei davon blieben leer — nur in der mittleren, zutiefst im Hintergrund und so auch seitlich gegen



Sicht gedeckt, sah dieser Einsame — und manchmal die von ihm in zäher Eifersucht gehütete Frau — einst das Modell zu Kaulbachs „Schützenliesel“, in das der Zeitungskönig sich auf Grund des Bildes verliebt, die der Barbier für ihn erkundet und geworben hatte. — Durchseht von allen Widersprüchen war das Dasein dieses armen Reichen. Das Leben eines Maulwurfes führte er und hatte zugleich einen maßlosen Ordensfimmel. Nie trug er eine dieser Auszeichnungen, aber es wurden doch immer wieder in seinem Auftrage durch seine Mittelsmänner hochmögende Anreger in Betrieb gesetzt, verdeckte Verhandlungen gepflogen, und gierig sah er jeweils nach Neujahr dem Tag entgegen, an dem der sanfte Regen kaiserlicher Huld herniederfloß. — Viel Licht war um das Schaffen August Scherls — und viel Schatten. Nur eine Zeit gleich jener lang versunkenen, in der er wuchs und wirkte, konnte den Boden geben für diese bei all ihrer krankhaften Menschenflucht, bei all ihren skurilen Absonderlichkeiten doch schöpferische, ohne Ahnen und ohne Erben meteorisch durch ein paar Jahrzehnte ziehende Persönlichkeit. Und wer auch immer einstmals die Geschichte der Entwicklung des deutschen Zeitungswesens schreiben mag — er wird an dem, was der in Fachkreisen beinahe schon zur mythischen Figur gewordene Mann auf diesem Felde säte, erkennend — anerkennend verweilen müssen.

FILIP DE PILLECIJN

## Der junge Schulmeister

Erzählung\*

Der erste Besuch des neuen Lehrers galt dem Pastor. Dieser hatte seine Bewerbung dem Grafen, der Patronatsherr der Dorfschule war, empfohlen.

Der Pastor empfing ihn in der Küche. Es war eine schwere und teure Zeit in diesem ersten Kriegswinter. Feuer und Licht waren Luxus, und überdies wäre es viel gemüthlicher in der Küche, sagte der Pastor. Die Vereinsamung und Trübsal des Krieges hatten ihm das Alleinsein verleidet. Er hockte also den ganzen Tag in der Küche, nahm hier seine Mahlzeiten ein, blickte den Rauchwolken ungezählter Pfeifen nach und hörte gelassen auf das Geklatsch seiner Köchin.

Es war ein regnerischer Nachmittag, und der Pastor war auch nicht sehr gesprächig. Sein ständiger Aufenthalt in der Küche hatte ihn an jenen Dämmerzustand gewöhnt, in dem man über Dinge spricht, die die Gedanken nicht weiter berühren. Die Tage kamen und gingen, ohne daß etwas Besonderes geschah. Allmählich hatte er das Interesse für alles, was sich außerhalb seiner Pfarre abspielte, verloren. Er fühlte, daß er alt geworden war, und lebte ganz zurückgezogen.

Nach einem peinlichen, von langem Gähnen unterbrochenen Gespräch stand der Dorfschullehrer auf. Da erinnerte sich der Pastor, daß der Graf den Besuch des Schulmeisters erwartete.

„Beinahe hätte ich es vergessen“, sagte er, „der Mensch hat so viel im Kopf!“

\* Berechtigte Übertragung aus dem Flämischen von Erich Stüd.

Nichts ist trübseliger als ein flämisches Dorf des platten Landes in einem toten Winter. Die niedrigen Häuschen scheinen sich dann in die Erde verkriechen zu wollen, und der Kirchturm läßt Nebel und Feuchtigkeit noch spürbarer werden.

Dieses Dorf war wie die meisten anderen. Die Gewohnheiten des Krieges wurden mit Ergebung getragen, und das Geld, das verdient wurde, brachte kein neues Leben. Hier und da ein Dorfkrug, aus dem ein deutsches Lied erklang und in dessen Nachbarschaft junge Mädchen aus dem Fenster sahen. Langsam vorüberziehende Tage mit ratternden Wagen auf der Straße und dunkle Abende, durchglüht vom Schein des wärmenden Ofens.

Einen Steinwurf vom Dorf entfernt stand das Schloß. Alt war es nicht, aber behaglich und geräumig. Der Graf lebte hier allein mit seiner Dienerschaft. Und nach dem Besuch im Pastorat wurde der Schulmeister angemeldet.

Der Graf saß in einem geräumigen hohen Zimmer voll vornehmer Langeweile. Seine Winterwohnung in Gent stand leer. Er wollte der Besatzung aus dem Wege gehen und verfolgte vom Dorf aus die Ereignisse an der Front. Er wünschte keine Gesellschaft. Der Pastor, der früher wohl einmal vorsprach, war nicht mehr aus der Küche zu treiben, und zu den anderen Honoratioren des Dorfes hatte der Graf keine Beziehungen. Ein Amt bekleidete er auch nicht; er war lediglich Vorsitzender des Schulvorstandes, und das war nur eine Frage jährlicher Zuschüsse.

Der Pastor hatte einen Augenblick verwundert aufgeblickt, als der Graf ihm sagen ließ, er möchte ihm den Schulmeister zuschicken. Seine Köchin hatte das Rätsel nicht lösen können, und nach einer Viertelstunde neugieriger Überlegungen war die Küche wieder in die gewohnte Verschlafenheit zurückgesunken.

Der junge Lehrer stand verlegen und verloren in dem geräumigen Zimmer, in dem der Graf sein Frühstück einnahm. Er war blöde wie alle, die nie auf eigenen Füßen gestanden und im Kleinbürgertum ihre Anschauungen über die Verhältnisse der großen Welt gewonnen haben.

Der Graf zeigte Interesse für das Dorf, in dem der Schulmeister geboren war, und das Handwerk, dem sein Vater nachging. Er sprach auch über den Krieg und gründete seinen Optimismus auf die französische Tapferkeit und die finanzielle Kraft Englands. Dann ruhte er sich eine Weile aus, denn flämisches zu sprechen war eine große Anstrengung für ihn.

Er erhob sich und holte ein Kistchen Zigarren aus seiner Schublade. Mit seinen langen feinen Fingern nahm er lässig eine Zigarre, betastete sie und legte das Kistchen wieder in die Lade.

Der Schulmeister wurde rot, einmal in Erwartung der aufsteigenden Duftwolken, dann aus Scham, daß er überhaupt so etwas denken konnte. Er war ein kindliches Gemüt, dieser Schulmeister; er glaubte, die Höflichkeit der kleinen Leute wäre auch die der großen; von Kindesbeinen an hatte er eine hohe Meinung vom Unterrichten gehabt, hatte es gemessen an der allgemeinen Hochachtung, die diesem Beruf in seinem Heimatdorf gezollt wurde. Aber nun merkte er auf einmal, daß es Menschen gab, auf die die gewohnten Regeln von Leben und Denken nicht anwendbar waren, denen alles gleich, alles eben fern war, was sie nicht selbst betraf.

Er sah das langsame, sichere Verfahren, das dem Rauchen voranging. Er mußte hinschauen; die langen trägen Finger zwangen ihn in ihren Bann. Und als der feine Rauch leise auf ihn zukam, auf der warmen Welle zitternd, die vom Kamin ausstrahlte, erschrak er bei der Frage des Grafen, ob er auch die „Nieuwe Rotterdamse Courant“ kenne.



Freilich, er habe sie gesehen: in seinem Heimatdorf habe der Brauereibesitzer sie ein paarmal mitgebracht, aber der Mann war mit der Lektüre nicht zurechtgekommen. Auch der Notar habe sie zu schwer gefunden — die französischen Ausdrücke wären so mühselig zu lesen und die Sätze wahre Bandwürmer.

Der Graf fragte den Schulmeister, ob er Holländisch lesen könne. Der Lehrer lächelte. Daß ein Graf so etwas fragen könne, hätte er nie geglaubt, und zum ersten Male, seit er in diesem vornehm-langweiligen Hause war, fühlte er etwas wie Überlegenheit gegenüber dem Hausherrn.

Der Graf wollte nun sehr gern die „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ lesen; er könne Flämisch, so sagte er, aber dieses Holländisch wäre ihm zu schwierig. Ob der Schulmeister ihm die Zeitung nicht vorlesen wolle und alle Tage übersetzen, was interessant wäre? Was denn vorlesen? Vom Krieg natürlich. Dann könnte er im Geiste die Kämpfe an der Front miterleben; es wäre so hart, still in dem Dorf zu sitzen, während das Vaterland um seine Existenz ringe.

Edele Worte und Zigarrenrauch strömten zugleich aus seinem Mund. Er prüfte beides mit einem Ausdruck von Selbstherrlichkeit, wonach er dem Schulmeister zu verstehen gab, daß das Gespräch beendet sei.

★

Im „Dahsen“ waren Wirtschaft und Metzgerei unter einem Dach vereint. Da spielte sich das Leben genau so ab wie vor dem Krieg. Jede Woche wurde ein halbes Stück Vieh verkauft, und sonntags saß die Wirtschaft voller Kartenspieler.

Hier wohnte auch seit Jahren der Schulmeister des Dorfes. Er hatte sein Zimmer, nahm seine Mahlzeiten in der Wirtschaft ein und spielte einmal in der Woche Karten mit den Honoratioren des Dorfes. Das war immer so gewesen, denn die Stelle wurde stets von einem Junglehrer besetzt, der gerade fertig geworden war.

Die Wirtin aus dem „Dahsen“ war immer sehr zufrieden mit diesen Hausgästen gewesen. In der Wirtschaft schwatzte sie gern über die Begabung des einen oder anderen Kindes, und da sie auch das beste Fleisch ins Pastorat und aufs Schloß lieferte, genoß sie ziemlich großes Ansehen im Dorf. Sie war eine kräftige, gefestete Frau, die gern gute Ratschläge gab und unendliche Ehrerbietung vor der Überlieferung hatte.

Aber dieser Lehrer war so still, als ob er etwas auf der Seele hätte. Es machte ihn auch nicht froh, daß er alle Tage zum Schloß gehen durfte, und er sagte nicht einmal, was er da machte. Er tat nichts als Lesen und Schreiben und schnüffelte in den Zeitungen herum. Bei Tisch sagte er nicht, daß ihm das Essen gut schmeckte, wie es Lehrer Aloies, sein Vorgänger, immer getan hatte.

Die Wirtin hatte mit der Pfarrköchin darüber gesprochen, die ihr recht gab und fand, die jungen Leute wären durch den Krieg viel schlechter geworden. Sogar im Kirchenchor sei ihr aufgefallen, daß das „Magnificat“ längst nicht mehr so schön gesungen wurde wie früher. Aber den Pastor bekümmerte das nicht, dem machte der Krieg das Herz schwer, und er ließ allen Dingen ihren Lauf.

Und keine von beiden wußte, wohin das alles noch führen sollte.

★

Die Wirtin aus dem „Dahsen“ hatte nicht unrecht, als sie behauptete, der Lehrer habe etwas auf dem Herzen.

Er hatte die Last mit der „Nieuwen Rotterdamschen“ ohne Begeisterung auf

sich genommen. Wohl fand er die Arbeit beim ersten Versuch interessant, aber die Geschichte mit der Zigarre hatte ihm die ganze Aufgabe verdorben.

Er war ein freundlicher und gefälliger junger Mann, dieser Schulmeister, und die Arbeit, die er unentgeltlich für den Grafen machte, enttäuschte ihn nicht; aber die adelige Rücksichtslosigkeit kränkte ihn, und die Stunde auf dem Schloß belastete seinen ganzen Tag.

Täglich wiederholte der Graf dasselbe Mannöver. Während der Schulmeister übersehte, schwebte der Rauch durch das Zimmer, und wenn die Kriegsberichte ihm zu arg wurden, brummte der Graf ein „tiens, tiens!“

Herrgott, mit welcher vornehmer Lässigkeit er die Zigarren behandelte! Sie waren schlank und schön, ein feines goldenes Bändchen erhöhte das gelbgefleckte Deckblatt. Langsam und gleichmäßig brannten sie ab und vergrößerten die mattgraue Asche, die nach einem steifen Klopfen des Fingers in den Aschenbecher fiel. Dann glommt der Feuerstumpf eine Weile in wunderbarem Verschwimmen von Schwarz und Rot.

Nichts konnte feiner duften als diese Zigarren, vor allem, wenn das Zimmer leer gestanden hatte und nichts anderes darin zu spüren war als ein unbestimmter Geruch von kölnischem Wasser, das Kennzeichen der gräßlichen Persönlichkeit. Dann schlug der Rauch hell empor, stieg in den Kopf und war voll durchdringender Lieblichkeit.

Es kam dem Schloßherrn nie in den Sinn, daß der Schulmeister auch rauchte. Er fühlte sich nicht verpflichtet, ihn etwa aus Höflichkeit mitrauchen zu lassen, und als Belohnung fand er es vollends überflüssig. Er finanzierte die Schule und konnte so über den Schulmeister verfügen.

★

Die Zigarren waren der Anlaß, daß alles für den Schulmeister trostlos wurde.

In der ersten Zeit hatte er seine Schule gern gehabt. Aber es dauerte nicht lange, da drückte die Aussicht auf seine Beschäftigung nach Schulschluß auf sein Denken. Von da ab war die Schule für ihn nur noch der muffige Raum mit den schmutzigen Winkeln und den schwarzen Fensterkreuzen; er sah in den Kindern nur die steifhaarigen, schlecht gekämmten, gähnenden Rüpel, deren Kleider nach dem qualmenden Ofen rochen.

Was er rauchte, schmeckte ihm nicht. Die Zigarren, sogenannte holländische, waren welke lumpige Dinger aus inländischem Tabak. Der Schund brannte bald aus und schmeckte bitter; für einen Schulmeister waren sie unerschwinglich. Und der Pfeifentabak, den es hinter der Scheune gab, dieses schwarze grobe Häcksel, machte ihn krank.

Er rauchte sonst gern bei der Arbeit. Das Prickeln in Mund und Nase machte sein Fühlen und Denken klarer. Darum saß er jeden Abend bei der Petroleumlampe, die den Hausgenossen und Gästen im „Nähen“ ein spärliches Licht spendete, mit Widerstreben über die „Nieuwe Rotterdamsche“ gebeugt.

Der eintönige Kriegsrummel mit seiner fühlbaren Unehrllichkeit verbitterte ihn. Und wenn seine Wirtin ihn fragte: „Meister, was gibt es Neues in der Zeitung?“ antwortete er regelmäßig: „Ach, es ist immer dasselbe flache Geschwätz!“

So wurden die Kriegsberichte, die er dem Grafen vortrug, immer kürzer. Und eines Tages sogar sagte der Schulmeister mit fester Miene: „Nichts von Belang, Herr Graf!“

Das war verdächtig. Schon am nächsten Tag hatte der Graf mit blauen Kreuzen und Strichen angemerkt, was nach seiner Meinung lesenswert war. Er hatte ohne



Wahl angestrichen und angekreuzt, die Ausfuhr von Schlachtschweinen mit einer Geschichte von geschmuggelter Munition verwechselt und eine Verteidigung Deutschlands und seiner guten Absichten mit einem „très bien“ überschrieben.

★

Eines Samstagabends zog der Schulmeister wieder in seinen schweren Schuhen auf das Schloß. Ein weicher häßlicher Regenwind schlug ihm ins Gesicht. Der Diener führte ihn ins Studierzimmer und sagte, der Herr Graf werde gleich kommen. Hier war es behaglich und noch angenehm. Bilder vaterländischer Gestalten und schlanker Rennpferde hingen in buntem Durcheinander an den Wänden. Ein weißes Blatt Papier und ein silbernes Messerchen lagen auf der großen grünen Schreibmappe, und in der Ecke des Schreibtisches stand zum Greifen nahe das Kistchen mit den Zigarren.

Es war das erstemal, daß der Schulmeister es so stehen sah. Es war verlockend anzusehen. Er sog den Duft der Nachmittagszigarre ein, die der Graf nach dem Kaffee geraucht hatte.

Der Schulmeister rückte ein wenig näher. Da stand das Kistchen, einfach und vornehm, ohne Papier, eines jener Kistchen, bei dem der Geruch des Holzes mit dem der Zigarre harmoniert. Er horchte und hob mit einem Seitenblick den Deckel hoch. Da lagen zierlich und braun die Zigarren. Sechs lagen oben und darunter die anderen Reihen, dunkel, von würzigem Duft. Ohne zu überlegen, griff seine Hand in das Kistchen, und ohne Zaudern wurde die Zigarre in die Westentasche gesteckt, wohlverwahrt neben dem hervorlugenden Bleistift.

Der Graf kam zurück und entschuldigte sich freundlich. Die Kriegsberichte waren überflüssig, denn die Verbündeten waren im Vormarsch, der Sieg im Anzug.

Wie willkommen war die dumpfe Regenluft draußen! Das spärliche Licht über den Türen schien freundlich in den Staubregen, und der Kirchturm ragte vertraut in die Dunkelheit.

★

Der Pastor hatte lange über die Köpfe ergebener Menschen hinweggepredigt. Der Krieg sei eine von Gott gesandte Prüfung wegen der großen Unsitlichkeit, und die neue Zeit bringe neue Pflichten: Mäßigung im Gewinn, Hilfsbereitschaft und Barmherzigkeit.

Ohne einen Ausdruck der Billigung oder Mißbilligung hatten die Menschen zugehört. Sie waren daran gewöhnt, Dinge zu hören, die sie für zu erhaben hielten für eine Nutzenanwendung im täglichen Leben. Und sie lasen in ihrem Gebetbuch, schlugen an ihre Brust und kehrten in ihr außerkirchliches Leben zurück.

Die Wirtin aus dem „Höfen“ hatte schon verschiedene Male die Nase hochgezogen. Durch den Geruch des schmorenden Fleisches, das in der Küche dampfte, zog der feine Duft einer Zigarre. Der kam auf einer dünnen Rauchwolke durch eine offenstehende Tür und strömte durch das ganze Haus.

Sie sah nach oben. In einem Sonnenkringel kräuselte sich blauer Rauch, der durch einen Türspalt aus des Lehrers Stube drang.

Der saß triumphierend auf seinem Bett und rauchte. Wollüstig ließ er den Rauch die Finger entlang streichen und durch seinen dünnen Schnurrbart ziehen. Seine ganze Kammer war licht und voll sonniger tanzender Wölkchen.

Die Wirtin stieg die Treppe hinauf, und als sie an seine Stube kam, räusperte sie sich kräftig.

„Hier ist wohl Festtag!“ sagte sie.

„Man könnte es fast meinen!“ antwortete der Schulmeister.

Der Sonntag ging vorüber. Zum erstenmal seit vielen Wochen war der Schulmeister mehr als gesprächig. Er trank ein Glas Bier mit den Stammgästen und beteiligte sich an dem heftig bewegten Kartenspiel.

Es wurde neun Uhr. Die Straße war wie ausgestorben. Die Tür wurde hinter dem letzten Kartenspieler geschlossen. Die Wirtin löschte die Lampe aus.

Oben roch es nach dem wellen Duft einer Zigarre.

★

Am anderen Tag kam die Pfarrköchin zur Schule und fragte, ob der Lehrer nach dem Kaffee ins Pastorat kommen wolle.

Im Sprechzimmer war Feuer angelegt. Der Pastor saß wartend da, die mageren Hände über das schwarze glimmende Ofen gestreckt. Es war ungemütlich und unwohnlich in der Stube. Eine ausgediente Glühlampe hing unter der Decke, und von der Wand blickten neben großen feuchten Flecken die Bilder der beiden letzten Bischöfe auf einen runden Tisch mit geblühtem Wachsstock.

Die Schelle klang hohl durch den Flur. Der Schulmeister wurde sofort herein gelassen. „Eine Pfeife stopfen, Meister?“

Beide Männer rauchten in der unbehaglichen Stille. Der Pastor wußte nicht, wie er anfangen sollte, und zog an seiner durchgebißenen Pfeife; die mageren Hände bebten über dem Ofen, und der Schulmeister blickte nach dem roten Schein, den das Feuer auf die schwarzen Pantoffeln warf.

„Meister, was habt Ihr da angerichtet auf dem Schloß?“ sagte auf einmal der Pastor.

Der Lehrer wußte es sofort. Die Zigarre war es, die einfältige, dumme Zigarre.

„Ja, das darf doch nicht sein, der Graf ist böse; er spricht von Stehlen!“

Stehlen! Ob der Pastor das stehlen nenne? Eine Zigarre, eine einzelne Zigarre, die man jemand unter die Nase schiebt, um ihn auf die Probe zu stellen?

Ja, der Pastor dachte selbst nicht so schlimm darüber; aber der Graf war der Patronatsherr der Schule. Und schön war es doch nicht, denn man darf doch nichts nehmen, was einem nicht gehört.

Dann schwiegen die beiden. Nervös stopfte sich der Pastor eine neue Pfeife und seufzte. Es tat ihm leid um den jungen Mann, aber er war alt und wollte keinen Streit. Der Schulmeister wußte jetzt alles ganz genau: der Graf hatte die Zigarren gezählt.

Er wurde nicht ausfallend. Er war zwar aufgebracht, aber unterwürfig; er hatte gelernt, den Kopf hängen zu lassen, und Empörung lag ihm fern. Er sagte also dem Pastor, er werde gehen, und der Pastor nickte.

Das war der letzte Tag.

Der Schulmeister blickte in der Klasse umher. Seitdem er wußte, daß er fortgehen würde, waren ihm die Kinder ans Herz gewachsen. Wie ein großer mit-leidiger Bruder sah er auf ihre lumpige Armut herab und hatte Geduld mit ihrer Dummheit.

Er dachte an seinen Vater, einen ehrlichen abgearbeiteten Mann. Was würde der sagen? Und was für ein Schlag würde der Verlust seines Gehalts sein? Er sah hinaus: der Frühling kam schon näher, und das Klassenzimmer sah freundlicher aus.



Und dann brach zum erstenmal ein Gefühl der Auflehnung gegen die Ungerechtigkeit durch. Er überlegte, wie die Dorfjugend in derselben Unterwürfigkeit aufwachsen würde, in der Väter und Großväter demütig gelebt hatten. Dieser Gedanke beschäftigte ihn mehr als sein eigenes Leid.

Es läutete vom Kirchturm. Tafeln und Griffel fielen auf die Bänke, Holzschuhe klapperten über den Boden.

„Im Namen des Vaters . . .“

Die Kinder sahen erstaunt auf. Samstags wurde auf Wunsch des Grafen die Brabançonne gesungen.

Der Schulmeister sah die verwunderten Augen der Schulkinder.

„Heute keine Brabançonne!“

Draußen klapperten die Holzschuhe über das Pflaster. Der Lehrer ging an die Tafel, wischte sie rein und sah sich noch einmal um, als ob er alles das nie vergessen könnte.

Und schloß die Tür.

PAUL FECHTER

## Schauspiel, Komödien und Regie

Der Spielplan des Berliner Winters hat seine Bunttheit behalten und in dieser Bunttheit seinen Reichtum an Theater, schauspielerischen und Regieleistungen, an alten und neuen Komödien und Inszenierungen, aus denen sich das Kaleidoskop der modernen Bühne ergibt. Der letzte Monat war von hier aus gesehen vielleicht der bunteste.

Die erste Stelle im Reigen des Ganzen gebührt dem Drama des fünfundsechzigjährigen Emil Strauß, das das Deutsche Theater spielte. Es heißt „Don Pedro“, stammt aus der Frühzeit, ist bald nach dem südamerikanischen Aufenthalt des Dichters entstanden und war die stärkste Leistung eines Lebenden, die diese Wochen brachten. Es ist weniger ein Drama, als ein Bekenntnis zu dem Strom des Lebens, der alle dramatische Dichtung trägt, weniger Gestaltung eines Ringens von Mächten als Aufzeigen der einzigen zu dem Namen Leben berechtigten Macht, auf der ein Mensch seine Welt aufbauen kann. Don Pedro, Statthalter des Königs in einer spanischen Provinz, ist ein gerechter, ruhiger, vornehmer Mann, entschlossen, der Miswirtschaft seines Vorgängers ein Ende

zu machen, begangenes Unrecht auszugleichen, neues zu verhüten. Sein Leben steht unter dem Ideal des Ausgleichs, der Gerechtigkeit — und zerbricht am Gegenteil alles Gerechtheits, an der großartig furchtbaren Einseitigkeit einer Leidenschaft, die für etwas anderes neben sich keinerlei Raum mehr frei läßt.

Don Pedro hat geheiratet, Donna Isabella, eine schöne junge reizende Frau. Er besucht am Tag der Hochzeit mit ihr ein Stiergefecht; eine Tribüne bricht, er rettet die ohnmächtige Juana — und weiß vom ersten Moment, daß er in ihr seinem eigentlichen Schicksal begegnet ist. Er hat in Juana die ihm Bestimmte getroffen, erkennt, daß er durch seine Heirat das heiligste Bekenntnis des Mannes verfehlt hat — und geht nun mit großartig geradliniger Folgerichtigkeit den Weg seines Gefühls, ohne Gefühl, ohne Rausch, aus ganz klarer Einsicht, die sich auch nicht beirren läßt. Juana lehnt ihn zornig ab, schon um Isabellas willen, die sie liebt — Don Pedro bleibt bei seinem Wissen um die Nichtigkeit seines Lebens. Juana ist verlobt, er erschlägt ihren Bräutigam im Zweikampf, ohne daß sein Gewissen belastet wird. Die

Klagen Donna Isabellas, die mahnenden Worte seiner Mutter berühren ihn nicht: sein früheres Leben ist versunken bis auf diese eine einmalige Leidenschaft. Die Familie Juanas flieht vor ihm nach Portugal; er verläßt sein Amt, folgt ihr übers Gebirge: selbst die Wunde, die ihm ein Schuß des jungen Bruders der Geliebten beibringt, hindert ihn nicht, ihren Spuren nachzugehen. Er findet sie wieder an dem Tag, da sie mit einem andern vor den Altar treten will — und erhebt wieder den Ruf seines fordernden Gefühls. Zuerst erkennt der König, der unter den Gästen weilt, die kostbare Blüte des Lebens, die sich in der Leidenschaft Don Pedros aufgetan hat; dann begreift Juana selbst, was sich ihr hier schenkt; sie beugt sich dem Unentrinnbaren, breitet die Arme — und empfängt einen Sterbenden. Don Pedros Leben ist am Ziel, er hat erreicht, was für ihn alles war; so bleibt ihm nur noch das beglückte Sterben und Juana die Klage über das Zuspät.

Das Schöne dieser Tragödie ist ihre Unsentimentalität. Nichts vom Rausch der Zeit um 1900, nichts von Tristan und Isolde: die Leidenschaft erhält ihr Recht aus der Klarheit des Wissens um das Nützliche und um den Sinn des Daseins. Es geht im Grunde gar nicht um ein Gefühl: Der junge Emil Strauß hat den Glauben an die Einmaligkeit der Verbindung von Mensch zu Mensch, sieht ihn als Einsicht und Erkenntnis an und formuliert diese Erkenntnis in seiner Tragödie, deren Ausgang wieder auf den Glauben eine seltsam dialektische Skepsis setzt: das Ziel der Leidenschaft ist mit der vom Schicksal Bestimmten, sobald sie erreicht ist, zugleich der Tod. Schopenhauer scheint hier schon erheblich pessimistischer verstanden als bei Wagner. Das Ergebnis ist kein Drama, sondern eine Feststellung: sie wird so rein und mit so unlyrisch strenger Folgerichtigkeit gegeben, daß sie erheblich stärker an das Gefühl rührt, als die meisten Dramen um ein Gefühl und eine lyrische Liebe.

Die Aufführung im Deutschen Theater unter der Regie von Heinrich Roch stellte diese Strenge in beiden Partnern schön heraus. Don Pedro war Herr Christian Kayßler, der seine Leidenschaft selbst leicht verwundert wie ein Schicksal und eine halbe

Überraschung für sein eigenes Wesen trug: Frau Sallöker als Juana hatte von Anfang an so viel leidenschaftliche Herbeheit, daß man durchaus begriff, daß die Seele Don Pedros gerade in ihr Glück und Sinn sehen mußte. Es war schön, dieser Tragödie einmal im Gegeneinander von zwei Gestalten zu begegnen, deren menschliches Teil von selbst wie eine Begleitung zum Thema des Dichters mitschwang.

Das Trauerspiel stand allein: was sich ihm gesellte, waren Komödien, Lustspiele, ein paar Schauspiele der Vergangenheit. Das älteste, das schon mehr als ein Jahrhundert vorüberziehen sah, war *Pius Alexander Wolffs* alte „*Preciosa*“, zu der Carl Maria von Weber die Musik schrieb. Das Staatstheater brachte sie, um während des römischen Gastspiels der Staatsoper deren Gästen einen Ersatz zu bieten, unter der Leitung des heimgekehrten Jürgen Fehling; er gab eine so rasante Regieleistung, daß das Schauspiel zuweilen die Musik überdeckte und die Intensität des Spiels das alte Stück in eine Gegenwartsanregung hob, in der von der einstigen Romantik, die inzwischen trotz Weber reichlich verblaßt ist, nicht viel übrig blieb. Die Geschichte vom holden Zigeunermädchen Preciosa, das gar kein Zigeunermädchen, sondern ein geraubtes Grafenkind ist und am Ende die Eltern und den Geliebten wiederfindet, würde, ohne Umwege gespielt, wie ein Stückchen verstaubter Historie wirken: schon allein die Dimensionen heutiger Bühnen verlangen erheblich mehr als die Verse Wolffs hergeben, selbst wenn man Webers Chöre und Melodien hinzunimmt. Fehling nahm das Ganze mit Recht nur als Thema für seine Variationen und orkestrierte diese Abwandlungen mit all seinem Witz und seiner Phantasie, so daß eine spanische Traumrevue mit Tanz und Ballett und Zigeunerschören, mit phantastischen Kostümen in einem schweren kostbaren Rahmen sich ergab, die zwischen Spaß und großer Oper, Gruppentanz und Solospiel barocke Wege voll Laune und wechselnder Bewegtheit suchte. Er begann mit einer Tanzszene im mahagonibraunen Festsaal Don Alonzos, in den auch die Szenen im Freien, die Waltnacht, das Fest bei Don Francisco eingebaut waren: er schloß mit einer Steigerung



dieser funkelnden Bewegtheit im letzten Akt, der mit Preciosas Glück und Heimkehr im Jubel bunter Tänze und Gesänge ausklang und die Zuschauer ebenso mitriß, wie der erste.

Preciosa war Käthe Gold, Webersche Mondscheinprinzessin in der silbernen Zartheit ihrer Stimme, ein Volkslied, wenn sie „Einsam bin ich, nicht alleine“ singt, eine zierliche Preciöse, wenn sie vor den Granden Naturkind scheint und immer verkleidete Grandentochter ist. Umkehrung ihrer Romantik in groteskes Gegenspiel Frau Kopenhöfer als Zigeunermutter, schauspielertisch das herrlichste der ganzen Aufführung. Sie funkelte vor Lust und Bosheit, Temperament und guter Laune: sie beherrschte die Szene, sobald sie erschien, spielte eine großartige Frisierzene, platt am Boden vor einem Spiegel liegend, vitalstes Schauspiel, wie man es so hinreißend selten erlebt. Fehlings Regievision für das Ganze fand hier in einer Einzelgestalt eine geniale Verwirklichung.

Ebenfalls aus ferner Vergangenheit klingt Sudermanns Schauspiel von der „Gut geschnittenen Eke“ in die veränderte Welt. Das Hoftheater spielte es, aus der Vorkriegszeit in die letzten Jahre vor 1933 transponiert, es gab das Volksstück und verwandelte die Gesellschaftskritik in ein Märchen. Es war sehr interessant, einmal zu erleben, wie schnell Modellwirkungen verblasen. Man kannte die Originale vieler Gestalten, den gerissenen Kunsthändler, den idealistischen Volkstheatergründer, die junge Malerin; man sah, wie rasch diese einstigen Zeitwirkungen auf Grund von Realitätsbeziehungen verweht waren, sich im Anonymen der bloßen Theaterwirkung aufgelöst hatten. Was Wirklichkeit gewesen war, war verweht, sprach nicht mehr mit: geliebt war allein die Sudermannsgeschichte von dem Kampf des braven Stadtverordneten Brandstätter für sein ideales Theater gegen den Kunsthändler und den Grundstücksheiber, der mit Niederlage und endlichem Sieg des braven Mannes endet. Diese Geschichte mit ihrer sicheren Bühnenzeichnung sprach über das Vierteljahrhundert hinweg, das seit ihrer Entstehung verging; die Verlegung in die Nachkriegszeit gab dem Kunstschwindel die Aktualität vom Entarteten aus, das

dem Publikum vertrauter war, als der Vorkriegsnobismus, um den es Sudermann ging: so kam eine Wirkung aus dem Lebendigen zustande, die dank der geschlossenen frischen Aufführung des Direktors Paul Rose alles nur Historische von vorne herein ausschloß.

Desto vernehmlicher spricht dieses Geschichtliche bei Shaws „Häusern des Herrn Sartorius“ mit, die das Staatstheater im Kleinen Haus herausbrachte, und zwar in der Form des Literaturhistorischen wie des Zeitkritischen. „The widowers houses“ sind Shaws erstes Stück; der Zuschauer sieht bereits immer die spätere Komödie von Frau Warrens Gewerbe hindurchschimmern. Frau Warren erwirbt ihren Reichtum durch den Betrieb gutgehender öffentlicher Häuser in Brüssel und anderswo und erzieht ihre Tochter Vivie, die nichts von der Herkunft des Geldes ahnt, aufs sorgfältigste zu einer gebildeten Lady: Herr Sartorius verdient sein Geld durch Vermieten menschenunwürdiger Wohnungen in den Slums des Eastend und durch unbarmherziges Eintreiben der Elendsmieten, während seine Tochter Blanche bereits die gepflegte Bildung der höheren Klassen bekommt. Bei Frau Warren übernimmt dann der Menschengestalter Shaw die Führung: Vivie löst sich aus dem Mann der lasterhaften mütterlichen Welt und tritt hinüber in das kühle Reich der neuen Jugend, die eine andere Ordnung, eine bessere Gerechtigkeit schaffen will. Blanche Sartorius ist erheblich primitiver: sie hat selbst noch etwas von der Vitalität der Mutter Warren. Sie denkt nicht an Verzicht auf das schmutzige Geld des Vaters, im Gegenteil: sie zieht den jungen Dr. Harry Trench, der sie liebt, sehr rasch von seinem kurzen Versuch der sozialen Auflehnung in die abschließende Kompromisswelt, also daß er wie Sartorius, wie alle das Unrecht mitmacht, aus dem Elend der andern wie aus den Verbesserungsabsichten der Allgemeinheit seinen privaten Vorteil zieht.

Der Shaw dieser Komödie hat noch die ganze Bitterkeit des Ibsenschülers: er will nur die skeptische Kritik an der sozialen Ungerechtigkeit im England der Jahrhundertwende; der ferne Glaube, der schon über Vivie Warren aufdämmert, fehlt die-

fer mitleidslosen Anklage gegen das kapitalistische England durchaus. Shaw will nur zeigen: So ist es — so sind sie; der Ausweg in die Zukunft, der Glaube auch nur an die Möglichkeit einer besseren Zukunft fehlt gänzlich. Aus der Perspektive des neuen sozialistischen Reiches bekommt diese englische Welt als Ganzes in der Gestaltung Shaws etwas durchaus Historisches: man erlebt sehr anschaulich, wie selbstverständlich in dem halben Jahrhundert seit der Entstehung dieses unpleasant play die soziale Verpflichtung und ihre Verwirklichung für uns bereits geworden ist und wie vergangen Lebensbereiche wie die von Shaw gestalteten sind. Etwas von der Lust der Dickenswelt ist um die Gestalten, nur daß das bloße Gefühl des älteren bei dem jüngeren bereits Änderungswille, aktiver Haß geworden ist. —

Die Aufführung unter der Regie des jungen Herrn Strour hob das Aktuelle, Zeitgemäße der Komödie heraus, zeigte das Geschichtliche als das immer noch Heutige und stellte in Herrn Sartorius, in seinem Angestellten und späteren Berufsgenossen, in Trench und seinem Freunde Cohane ein Bild des heutigen, des ewigen England auf die Szene. Sartorius war Herr Wäscher, vor dem man plötzlich die Beziehung zwischen Shaw und Dickens erkannte: eine aus der sentimentalen Welt des Erzählers in die moderne Sachlichkeit des Sozialen übertragene Gestalt, der der Schauspieler eine in Momenten dämonische Echtheit gab, etwa in der Szene des Abgangs mit dem harten Klanglosen, nicht abreißen den Gelächter, das nichts mehr von Lachen und desto mehr von Wesensausdruck hatte. Blanche war Fräulein Mithel: der Regisseur Strour hatte aus ihr so viel an Temperament herausgeholt, daß selbst die Züge der Vitalität einer ersten überproletarischen Generation auszeichnet kamen.

Eine schauspielerische Leistung hob die Aufführung der Komödie „Die Gattin“ von Johann von Bokay, die das Theater Unter den Linden brachte, über das Niveau geschickter Unterhaltung. Frau Hilbe Körber spielte die junge Gattin, deren Mann sich einer anderen zuwendet und die sich den Ungetreuen mit dem leichten Schauspiel einer Neigung zu einem Freunde zurückerobert, mit einer Intensität des Ge-

fühls, der eine Rolle zum Rang eines Menschen, Theater zur Würde des Lebens erhob. Sie machte alles ganz leise, gedämpft, aus wissendem Gefühl: sie ließ die Erfahrung mehr mitschwingen als sprechen und gab so dem Umriss des ungarischen Autors einen Reichtum der Töne, der in seiner zurückgehaltenen Diskretion ausgezeichnet wirkte. Frau Körber besaß eine Kraft des stummen Daseins, die immer intensiver wird: im Schauspiel leuchtet beglückend die Farbe des Lebens selber auf und läßt für Momente die Welt des Dichterischen empfinden.

Von einer andern Seite her gab Eugen Kloepper großes Schauspiel, als er in der Volksbühne den Official Bohrmann in dem Lustspiel „Protektion“ von Gustav Davis spielte, das früher „Katakomben“ hieß. Bohrmann ist ein kleiner Beamter in den Kellertiefen des Archivs der Hofgüterverwaltung eines kleinen Marlithofs: er ist verknittert, verwildert, unmöglich in Wesen und Auszug, aber ein steil geworbener Charakter, dem nichts mehr imponiert, weder Protektion noch eine Durchlaucht. Er trägt Hofen von einer Faltigkeit, die museumsreif ist, und Filzstiefel, vor denen jeder Oberkahn erblaßt: er ist ein wüster Genius des Stehpulks, durch nichts zu verblüffen, durch nichts aus seiner Welt zu bringen, der geborene Sieger über Vorgesetzte. Der Präsident der Verwaltung befiehlt ihn samt ein paar Jüngeren aus der Kellertiefe zu einem Fest hinauf, das durch Abgans Verluste an Männlichkeit erlitt: Bohrmann soll mit einer alten Durchlaucht Stat spielen — und er tut es mit dem grimmen Ernst seines Charakters, ohne Konzession, ohne Rücksicht: er nimmt dem Fürsten mitleilos das Geld ab, läßt ihn niemals gewinnen, spielt unbarmherzig besser als der andere und siegt gerade dadurch trotz aller Protektion.

Kloepper spielt diese Rolle, und was er bringt, ist großartiges Schauspiel aus den letzten Tiefen des Theaters. Er gestaltet nur mit den Wirkungsmitteln der Szene, baut nur die Rolle, nicht den Menschen auf, und macht das so aus der unmittelbaren Lust an der Komödie, daß sich eine Leistung von hinreißender Vitalität ergibt. Er erfüllt die Bühne ganz allein: der Raum ist sein, die andern sind Begleitung: man



erlebt wieder einmal die Beglückung des Theaters an sich, jenseits aller Darstellung und das Hinreißende, das aus den Tiefen auch dieser Welt aufzusteigen mag, wenn ein ihr zutiefst Verbundener ihre Pforten öffnet. Die Rolle gehört zu Klopfers genialsten Leistungen.

Die Kammerspiele brachten ein Lustspiel von Klaus Hermann „Im Himmel und auf Erden“ zur Uraufführung, eine der vielen Komödien, die halb im Diesseits, halb im Jenseits spielen, mit allerhand hübschen wirksamen Einfällen, die nur leider auf der Szene einander nicht verstärkten, sondern leicht behinderten, weil der Autor und der Regisseur den eigentlichen Vorgang nicht heraus hoben, sondern verdeckten und verblästen. Die Komödie beginnt im Filmmilieu, in einem alten Ritter schloß: ein Ahnenbild, ein junger Mann, tritt aus dem Rahmen und fleht ein junges Komparserienmädchen an, das zum erstenmal filmt, es möge ihn erlösen. Er hat in seinem Leben vor 200 Jahren zu viel geliebt und aus Liebe gemordet: er kann nur erlöst werden, wenn eine reine Jungfrau ihn ein Jahr liebt und ihm die Treue wahrt. Das Mädchen erklärt sich bereit, die Aufgabe zu übernehmen, entflieht mit dem jungen Grafen in ihr kleinbürgerliches Zuhause und liebt ihn. Liebt ihn so sehr, daß er es beim besten Willen nicht mehr aushalten kann, sondern zu Petrus fleht: Beschütze mich vor der Liebe, ich will nie mehr lieben, erlöse mich!

Auf diese Wendung ist die Komödie im Text eigentlich angelegt: diese Flucht vor der Liebe in den Himmel, der darum ein Himmel ist, weil in ihm nicht mehr geliebt wird, kam in der Aufführung als Grundlinie im Sinn des Ganzen nicht heraus. Wenn die Frau, die der junge Graf einst so liebte, daß er ihren Mann mordete, worauf sie ihn umbrachte, vom Himmel herabkommt, um ihn schon vor Ablauf der Erlösungsfrist hinaufzuholen, versinkt dies Hauptthema: es taucht fern im Hintergrund noch ein paarmal auf, ohne aber den Spaß des Autors am Milieu der Transzen-

denz ganz durchdringen zu können. Der Text der Aufführung, der sehr von dem des Buchs abwich, begnügte sich mit den Wirkungen der Flucht des Grafen in den Himmel, der Gegensatz zwischen irdischer Liebe und bloßer Sympathie im Himmel blieb ungenutzt; so ergab sich eine leichte Unsicherheit, ein Schwanken zwischen den Themen: die Wirkung wurde Milieuwirkung und Spaß am Akt über die himmlischen Einrichtungen. Es ergab sich ein freundlicher Erfolg, während bei strafferer Herausarbeitung des Kontrastes zwischen himmlischer und irdischer Liebe die Komödie an den wirklichen Tiefsinn hätte streifen können. Vielleicht sollte der Autor das Buch noch einmal vornehmen: es steckt im Ansatz mehr, als bisher verwirklicht wurde.

Die Aufführung war, dies vorausgeschickt, amüsant und hübsch; vor allem das kleine Mädchen war bei Fräulein Marietheres Angerpointner ausgezeichnet aufgehoben. Der junge Graf war Herr Carl Heinz Schroth, leicht behindert durch die Striche, die ihn zu mehr Passivität verurteilten, als eine wirksame Rolle verträgt.

Was eine wirkliche Rolle vermag, erlebte man bei Forzanos „Windstoß“, den das Schillertheater spielte. Den Helden Emanuele, den ein Windstoß aus seiner Junggesellenwohnung aussperrt, als er gerade morgens sehr leicht bekleidet einen Schritt auf den Treppenschlur getan hat, spielte Paul Kemp, und wie er das ganze Ungemach, die Verdächtigung als Wüstling, die Verurteilung und die endliche Rehabilitierung und Belohnung mit einem netten Mädchen hinnahm, ein Mensch, der nur Einfachheit und Freundlichkeit ist und überhaupt nicht versteht, wie ihm das alles begegnen kann, das war reizend. Mit lauter halben und viertel Tönen gestaltete Herr Kemp die Rolle und fand mit Recht dankbarsten Beifall: er verwob Theater und Wesen, Rolle und Menschlichkeit so in eines, daß ein Gebilde entstand, das ebenfalls weit über den Rahmen der Komödie hinausgriff.

# Literarische Rundschau

## Wissenschaft und Bildung

Italienische Denker scheinen ganz unabhängig von den gegenwärtigen politischen Bindungen der beiden Völker in Deutschland und an deutschen Universitäten leicht und gut Wurzel zu fassen. Man denke an Romano Guardini, der aus dem neueren deutschen Geistesleben mittlerweile ja kaum mehr fortzubedenken ist. So relativ jung, wie Guardini seinerzeit war, als er zum „ständigen Gast“ an der Berliner Universität gemacht wurde, ist nun auch Professor Ernesto Grassi und ist doch in der kurzen Frist seiner bisherigen deutschen Universitätslehrzeit durch seine ebenso disziplinierte wie mitreißende geistige Energie, wie sie ein solcher Klimawechsel vielleicht befördert, bei uns bereits zu einem „Namen“ geworden. Dies nicht nur durch seine Vorlesungen, seine ausgezeichnete Arbeit „Vom Vorrang des Logos“, die er in deutscher Sprache veröffentlicht hat, sondern über die unmittelbaren Universitätskreise hinaus auch durch eine Reihe beachtlicher Aufsätze in führenden deutschen Zeitschriften. Solche dankenswerte Publikations- und Unternehmungsfreudigkeit hat Grassi nun jetzt gemeinsam mit den deutschen Altphilologen Walter F. Otto und Karl Reinhardt gewissermaßen organisiert und zu einem Jahrbuch „Geistige Überlieferung“ ausgebaut, das der rührige neue Verlag Helmut Rüpper vormals Georg Bondi, Berlin in einem ersten inhaltsreichen Bande unlängst herausgebracht hat. Der Band enthält zunächst einige große programmatische Aufsätze, deren Leitgedanken wohl für das ganze, hoffentlich recht langlebige Unternehmen gültig sein dürften. Grassi und Otto diskutieren in einem Briefwechsel die Frage der „geistigen Überlieferung“, wie sie sich vom italienischen und vom deutschen Standpunkte aus stellt und ein unterschiedliches Problem der beiderseitigen Humanismen aufwirft. Es folgen dann fachlich sowohl wie von den Gesichtspunkten der höheren allgemeinen Bildung her bedeutame Aufsätze zu verschiedenen mit der Antike und ihrer Tradition zu-

sammenhängenden Themen. Karl Reinhardt spricht auf breiter literaturwissenschaftlicher mehr als altphilologischer Basis über Herodots Persergeschichten, Luigi Nono über Humanismus und Renaissance, Walter F. Otto über den Ursprung von Mythos und Kultus, unser großer Dirigent Wilhelm Furtwängler, der ja auch kenntnisreich mit der Feder umzugehen weiß, über „Allgemeinverständlichkeit und Allgemeingültigkeit in der Kunst“ u. a. So verspricht das Jahrbuch eine lebendige und vielseitige, immer aber nur für solide Kräfte zugängliche Bühne altphilologischer, humanistischer und philosophischer Aussprache zu werden. Es steckt ein junger und nobler, im Wissen noch nicht müde gewordener Geist in diesem der Sprache nach deutschen, seiner Mitarbeiterzusammensetzung und Blickrichtung nach jedoch in interessanter und originaler Weise nord-südlichen, deutsch-italienischen Unternehmen. — Eine umfängliche und gründliche Arbeit, deren einzelne Teile man schon nicht mehr nur als Essays bezeichnen kann, sondern erschöpfende literaturwissenschaftliche Untersuchungen nennen muß, hat Hajo Jappe unter dem Titel „Jugend des deutschen Geistes. Das Bild des Jünglings in der Blüte der deutschen Dichtung“ (Berlin 1939, Walter de Gruyter) veröffentlicht. Goethe, Schiller, Jean Paul und Hölderlin werden behandelt nach einem kurzen einführenden Anlauf, der die „Vorgänger“ Klopstock, Lessing, Wieland und Herder in ihren Ausstrahlungen auf die eigentlichen Jünglingsgestalten der deutschen Dichtung untersucht. Das Buch wird der besonders innigen Beziehung gerecht, die wir derzeit gerade wieder zu den frühen, im Jünglingsstraume webenden Lebensepochen unserer Klassiker besitzen und die in der unnachlässigen Vorliebe für Hölderlin, aber auch im Wiederaufleben des großen „Liebesjünglings“ Jean Paul ihre deutlichsten Zeichen gefunden hat. Selbst noch im Schreiben jung und bisweilen auch von einer nicht immer „gedeckten“ Rhetorik mitgerissen, entwirft der Verfasser nicht nur ein in allen wesentlichen Zügen richtiges,



sondern auch ein farbenreiches, ex proprio durchwärmtes Bild seiner Gestalten, das freilich auf die jeweiligen Werke weit mehr als auf die ihnen korrespondierenden Lebens- und Schicksalsbezüge eingeht. — Ebenfalls ein junger traditionsfreundiger Schriftsteller, der sich in der letzten Zeit durch Aufsätze, Gedichte und anthropologische Arbeiten bekannt gemacht hat, ist **F r i t z U s i n g e r**, von dem wir hier einen Band gesammelter Aufsätze unter dem Titel „**G e i s t u n d G e s t a l t**“ (Darmstadt 1939, Darmstädter Verlag) anzeigen wollen. Es handelt sich meistens um kurze, das Format eines Zeitungs- oder Zeitschriftenaufsatzes nicht überschreitende Arbeiten zu gemischten abstrakten oder konkreten, philosophischen oder literaturwissenschaftlichen Gegenständen: Über das Wesen der Form, Dichter und Volk, Eichendorff und das Glück, der Gott der Liebenden, Rilkes Grabinschrift usw. Besonders der letztgenannte Aufsatz, der die im ersten Anhören vor Dunkelheit vollkommen schwarzen Verse interpretiert, die Rilke sich für sein Grab gedichtet hat:

„Rose, oh reiner Widerspruch, Lust,  
Niemandes Schlaf zu sein unter soviel  
Eidern.“

... dieser zuletztgenannte Aufsatz gibt ein treffliches Beispiel für die geschmeidige, behutame und flüssigkeitsartig einbringliche Diskursivität des Autors, der bei noch weiter fortschreitender Bildung und Reife mit der Zeit wohl auch einen ihm jetzt noch vielleicht aus Georgebeziehungen anhaftenden Zug zu bloß virtuoser und formalistischer Wortpflege verlieren wird. — Ein lange bekanntes, ja berühmtes Buch in neuer Fassung und Auflage sind die „Grundzüge einer Metaphysik der Gegenwart“, die **E r w i n G u i d o K o l b e n h e y e r** unter dem symbolischen Titel „**D i e B a u h ü t t e**“ (München, Albert Langen, Georg Müller) in einem starken, jetzt 535 Seiten umfassenden Bande veröffentlicht. Mit ein paar Worten kann auf dieses gewichtige Buch nicht eingegangen werden. Es hat in der Sachphilosophie bisher noch nicht allzu gründliche Beachtung gefunden, ja man hat in ihm mitunter eine nicht ganz konforme explizite Philosophie

zu der impliziten des Dichters Kolbenheyer erblickt, indem sich hier insbesondere ein Biologismus und eine Abstraktionsfeindlichkeit des Denkers Kolbenheyer offenbare, die zu dem hohen geistigen Rang des Dichters nicht im rechten Bezug stehe. Wir wollen diese Fragen nicht verfolgen, geschweige denn in einigen anzeigenden Sätzen entscheiden. Hinweisend ist wohl nur der Neuausgabe der „**Bauhütte**“ soviel Mahnung hinzuzufügen, daß sie als ernsthaft, ja mit Leidenschaftlichkeit ausgearbeitetes Gedankenwerk eines unserer kraftvollsten und substanzeichsten Geister in die philosophische Diskussion, die sich ihrer Probleme im Einzelnen bereits vielfach bemächtigt hat, auch im Ganzen hineingehört. — Endlich noch eine kurze Anzeige eines umfänglichen, überaus brauchbaren und stoffreichen Werkes „**Menschenkenntnis und Menschenbehandlung**“ von **R i c h a r d M ü l l e r - F r e i e n f e l s** (Berlin 1940, Deutscher Verlag). Müller-Freienfels bietet hier eine praktische Psychologie für jedermann, die uns in die Theorien und Techniken der Charakterkunde auf einer wissenschaftlich so ausgebreiteten Basis einführt, daß die landläufigen Praktiken der Gesichtskunde, Schädelkunde, Handschriftenkunde, Rassenkunde, Typenkunde usw. uns hier zwar vertraut gemacht, aber nicht rezeptartig herausgelöst werden. Wird im ersten Teil die Selbsterkenntnis in ihrem Werte wie in ihren Fragwürdigkeiten behandelt, die sie keineswegs als wichtigsten Gegenstand der Menschenkenntnis erscheinen lassen, so führt die Darstellung danach durch das weite Gebiet der Äußerungen unseres Innenlebens, um im dritten Teil umgekehrt das Erleben der Außenwelt in seinen charakterologischen Bedeutungen zu analysieren und endlich mit Menschenkenntnis vom Typus aus und Menschenbehandlung zu schließen. Das Buch — man muß es zu seinem Lobe sagen — läßt den Verfasser vergessen und auch die lebenslange fachliche Arbeitsleistung, die hinter ihm steckt. Es ist mit der Zugänglichkeit von Volkshochschulkursen aufgebaut, geschrieben und nicht zuletzt auch durch ein sehr reichhaltiges und geschicktes Bildermaterial illustriert.

Joachim Günther

## Lebendige Wirtschaft

Es gehört eine besondere Begabung dazu, wirtschaftliche Fragen lebendig zu machen, daß sie uns nicht nur totes Wissen bleiben, sondern uns so weit fesseln, daß wir mitgerissen werden von der unerbittlichen Notwendigkeit, die sie verkörpern, so wie sie auch unser eigenes Schicksal mitzugestalten helfen. Josef W insch u h hat diese Aufgabe gesehen und sie in einer überraschenden und sehr glücklichen Form gelöst: „M ä n n e r. Traditionen. Signale“ (Berlin 1940, Dr. Friedrich Osmer. RM 6,80). Seine Arbeit will nicht wie ein trockenes Lehrbuch Wirtschaftsfragen vom Kern aus lösen, sondern er packt Einzelpunkte an. Nicht von der toten Theorie aus führt W insch u h uns in die wirtschaftliche Entwicklung der Gegenwart ein, sondern von den führenden Wirtschaftlern aus, von einzelnen Erscheinungen und Kräften. Damit hat er die Möglichkeit, kurze, nie ermüdende Ausblicke und Einblicke zu geben, Menschen lebendig zu machen und Kräfte aufzuzeigen. Am besten gelungen sind die Männer, die er vor unser geistiges Auge hinstellt, Thyssen, Kirdorf, Duisberg, Sombart, Schacht, Bosh und Todt. Nicht nur die äußere Gestalt, der eigentümliche Schritt, die Haltung und der beherrschende Blick werden plastisch gestaltet, so daß wir die geschilderten Persönlichkeiten glauben vor uns sehen zu sehen, sondern auch ihre innere Wesenheit, das Gesetz, das ihren Aufstieg bestimmte. Darüber erkennen wir die Traditionen, auf denen auch heute noch die deutsche Wirtschaft aufbaut, den Bremer Kaufmann wie den Boshgeist oder das Jahrhundert, das erst langsam ein Unternehmen wie Krupp hat wachsen lassen. W insch u h schreckt auch nicht vor Prognosen zurück, und es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß er heute sechs wirtschaftliche Silvesterbetrachtungen noch abdrucken kann, die er in den letzten Jahren veröffentlicht hat. Im letzten Kapitel berührt er das Thema, das heute im Vordergrund aller wirtschaftlichen Untersuchungen stehen muß: den Krieg und stellt zuletzt das neue Europa der Monroedoktrin gegenüber, um die Notwendigkeit zu unterstreichen, nicht nur den Krieg, sondern auch den Frieden zu gewinnen. Gerade der Umstand, daß

W insch u h als Journalist im Strom der Zeit steht und von Einzelercheinungen ausgegangen ist, gibt dem Buche seinen besonderen Reiz, der durch seinen hervorragenden Stil, die überlegene Behandlung aus dem wirklichen Wissen heraus und die innere Spannung, in der er zu den Ereignissen steht, noch unterstrichen wird.

Ernst Samhaber

## Jugendbücher

Eine hübsche Sammlung lustiger Geschichten, die den Kindern ein fröhliches Lachen bescheren, hat Hubert Göbels zusammengestellt unter dem Titel „M i l l i g e S a c h e n“ (Freiburg, Herder & Co. RM 4,40). Alle Arten echten Humors sind vertreten in Geschichten, Anekdoten und Witz, und Göbels hat sich berufene Helfer gewählt wie Felix Zimmermanns, Lessing, Kleist, Kopisch, Goethe und Müller-Parthenkirchen, Jungnickel, Brautlacht und viele andere. Eine hübsche Gabe, die durch die lustigen Zeichnungen von Johannes Diehl eine Wertsteigerung erfährt. — Der Verlag Enßlin & Laiblin, Neutlingen, wartet wiederum mit einer ganzen Reihe von Jugendbüchern auf, die den gleichen Verantwortungsbewußten Geist zeigen in der richtigen Auswahl guter Jugendkost, den wir bisher bei allen seinen Büchern feststellen konnten. Dem Zeitgeschehen folgt das Buch von Dieter Evers „P a n z e r s c h l i e ß e n d e n R i n g“ (RM 1,20), der in packender Weise den Siegeszug einer Panzerabteilung im Feldzug gegen Polen mit einer großen Zahl von Originalphotos schildert. — Der Major im Stabe des Luftflottenkommandos 2 Hermann Kohl schrieb für die deutsche Jugend das Buch vom Einsatz der Luftwaffe im Jahre 1940 „V o l l t r e f f e r“ (42 Photos. RM 2,50). Er setzt hiermit seine Arbeit fort, der Jugend den heutigen Fliegergeist nahezubringen. Hier wird Bericht gegeben von den Kämpfen deutscher Flieger in Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich, unter besonderer Berücksichtigung der bekannten Flieger, die sich das Ritterkreuz und das Eichenlaub dazu erwarben. — Der Untergang von „S. M. S. Dresden“ an der chilenischen Küste im Jahre 1915 und Erlebnisse von internierten Besatzungsgenossen bilden den Inhalt des Buches



von Hugo Weber, der zum Steuer-mannspersonal der „Dresden“ gehörte: „Signalmaat Weber“ (NM 2,80 15 Photos). Weber kehrte mit den anderen „Dresden“-Leuten 1919 in die Heimat zurück, in der er aber sich nicht mehr heimisch fühlte und die er verließ, um 1930 auf der Insel Mas-a-Tierra, die er aus der Internierung kannte, das Leben eines neuen Robinsons zu führen, über das er nach zehn Jahren einen kernigen Bericht liefert.

— Werner May erzählt die Geschichte der Friederike Auguste Krüger, die in den Freiheitskriegen als Freiwillige in Mannesverkleidung in die preußische Armee trat und sich vorm Feinde so bewährte, daß sie Unteroffizier wurde. Nach dem Kriege heiratete dieser Unteroffizier einen andern Unteroffizier, der ein wirklicher Mann war, und der König von Preußen übernahm die Patenschaft des ersten Sprosses dieses militärischen Bundes. Das wird frisch und lebendig erzählt unter dem Titel „Mädchen im Soldatenrock“ (NM 1,50).

— Für die heranwachsenden Mädchen liegen zwei Bücher vor: Erich Wustmann, „Licht über den Bergen“ (23 Zeichnungen von Julius Jungmans. NM 2,50), der ein Mädchenschicksal in Island schildert, und ein neues Buch von Margarete Hahn von der Oste „Ursula Theen“, Jugend und weiteres Leben einer Arzttochter vom Niederrhein, die dank der richtigen Erziehung und der Lust des Elternhauses nach einer schönen Jugend sich zu bewähren versteht auch in schweren Lebenslagen (18 Zeichnungen von Kurt Gundermann. NM 2,50). — Die „Märchenwunderwelt“ sammelte in geschickter Auswahl Wilhelm Fronemann für die deutsche Jugend aus den guten Märchensammlungen von Jahn, Haltrich (Volksmärchen aus Siebenbürgen), J. W. Wolf, Karl Müllenhoff und Zingerles Tiroler Märchen, in dieser Auswahl das Märchengut aller deutschen Stämme berücksichtigend (NM 1,50). Besonders wollen wir hervorheben, daß diese Bücher durchweg zu niedrigen Preisen Bestes bieten.

Ein Buch ausgesprochener Eigenart ist Ernst Ludwig Eramers „Die Kinderfarm“ (Potsdam, Rütten & Loening. 66 Lichtbilder. NM 4,80). Er hat dieses Buch, das er für die deutsche

Jugend schrieb, den jungen Menschen gewidmet, die aus der deutschen afrikanischen Jugend im Kriege ihr Leben für Großdeutschland ließen; der Nutzen des gesamten Buches soll den Kindern gefangener Frontsoldaten zugute kommen. Eramer hat seit langen Jahren in Afrika gefarmt und für Frau und fünf Kinder ein wahres deutsches Heim dort geschaffen. Kurz vor Ausbruch des Krieges kam er nach Deutschland und konnte nicht mehr in seine neue Heimat zurückkehren, Frau und Kinder blieben getrennt von ihm drüben, und er erhielt die schmerzliche Nachricht, daß sein einziger Junge ihm durch den Tod entrißen wurde. Als ein schönes Vermächtnis für diesen Jungen übernahm der Vater, der in der deutschen Industrie jetzt arbeitet, die Aufgabe, den Kindern im Reiche vom Leben der Kinder draußen zu erzählen. Er tut das ganz anspruchslos und schlicht in einer Form, die den Kindern ohne weiteres eingeht. So wird dieses Buch neben seinem höheren Zweck auch dazu dienen, mit Anschaulichkeit deutschen Kindern zu zeigen, wie bis in jede Einzelheit sich deutsches Leben unter afrikanischem Himmel abspielt.

## Weltgeschichte

Der schwierigen Aufgabe, in einer Zeit, da die Schicksale der Völker sich neu gestalten und zugleich überkommene Anschauungen grundlegend umgeformt und andere gewonnen werden, die auch für die Beurteilung der geschichtlichen Vergangenheit neue Blickpunkte bringen, eine allen Anforderungen entsprechende Darstellung des bisherigen Weltgeschehens zu geben, unterzieht sich „Die Neue Propyläen-Weltgeschichte“. Jetzt ist der 2. Band des bekanntlich von dem Heidelberger Historiker Willy Andreas herausgegebenen Werkes erschienen: „Der Aufstieg des Germanentums und die Welt des Mittelalters“ (Berlin, Propyläen-Verlag. NM 30,—). Er umfaßt die in der 1. Ausgabe von 8 Bänden ungefähr in Band 2 und 3 behandelten Abschnitte unter neuen Gesichtspunkten und mit anderer Besetzung. In diesem 2. Bande schrieb Ernst Wahle die Frühgeschichte des Germanentums, während Hermann Aubin die Umwandlung des Abendlandes durch die Germanen bis zum Ausgang der Karo-

# Fragezeichen in aller Welt...

Mit einem Schlage sind sie aufgetaucht, ist allerorts der Bau des Überkommenen in Frage gestellt. Der Durchbruch des neuen Europa, die Sprengung scheinbar unüberwindlicher Staatenbünde, das Ende festgefügtter Gesellschaftsordnungen, der Leerlauf überlieferter Wirtschaftsformen, die ganze schicksalsschwere Dynamik des gegenwärtigen Geschehens durchzittert alle Länder und Völker der Erde. Hinter der Frage nach dem Europa von morgen steht, fast ungerufen, die Frage nach der — Welt von morgen. Große, ja, ungeheure Aufgaben harren der Lösung. Um sie zu bewältigen, bedarf es einer genauen Kenntnis der weltpolitischen Vorgänge, ihrer Ursachen und ihrer vielfältigen Verflechtungen. Hier will die neue „Weltpolitische Bücherei“, herausgegeben von Prof. Dr. Egmont Zechlin und Dr. Georg Leibbrandt, betreut von Reichsleiter Alfred Rosenberg, Vorarbeit leisten; sie will dazu beitragen, dem weltpolitischen Gedanken im deutschen Volke das sichere, mit allen Mitteln heutiger wissenschaftlicher Erkenntnis unterbaute Fundament zu geben. Wesen und Werden der Völker, rassische, räumliche Unterschiede, politische, soziale, kulturelle Verhältnisse, die vielfältigen Beziehungen der Völker untereinander, das alles wird hier knapp, aber möglichst erschöpfend dargestellt. Die ersten Bände der vielversprechenden Reihe sind erschienen:

**Indien** von Dr. Ludwig Alsdorf, Dozent für Indologie an der Universität Münster, vermittelt ein knappes, aber genaues Bild der Entwicklung dieses Landes bis zur Gegenwart. Von besonderer Bedeutung ist, daß hier unter anderem die indischen Parteien und ihre Führer, das Gesamtbild der indischen Freiheitsbewegung, zum ersten Male in zusammenhängender Darstellung dem deutschen Leser nahegebracht werden. Preis des Bandes, der mehrere Text-Karten enthält, in Ganzleinen 6 Mark.

**Afrika** und zwar „Afrika als europäische Aufgabe“, wie der Titel des von Professor Dr. Diedrich Westermann geschriebenen Bandes vollständig lautet, wendet sich vor allem, auch hier einen kurzen geschichtlichen Abriß vorwegnehmend, jenen vielfältigen, zum Teil brennenden Fragen zu die aus der Kolonisation des für Europa lebenswichtigen Erdteils entstanden sind und die noch zum großen Teil einer wirklichen Lösung harren. Der Band enthält Karten und kostet in Ganzleinen 6 Mark 60

DEUTSCHER VERLAG



linger Zeit behandelt. Herbert Grundmann gibt eine Darstellung des hohen Mittelalters und der deutschen Kaiserzeit und Friedrich Baethgen eine des Europa im Spätmittelalter. Den nahen Orient und die Geschichte der Slawen behandeln der Professor an der Universität Athen Nikos A. Veas mit dem Beitrag „Das Byzantinische Reich“, Hans Koch mit „Die ältere Geschichte der Slawen“, Rudi Paret mit „Der Islam und die Araber bis gegen Ende des Mittelalters“ und Franz Taeschner mit „Iran im Mittelalter“. Ein abschließendes Urteil über das erreichte Ziel wird natürlich erst nach dem Vorliegen aller sechs Bände möglich sein, aber schon jetzt läßt sich sagen, daß dieser Versuch in jeder Weise verantwortungsbewußt unternommen ist und wesentliche Ergebnisse und neue Erkenntnisse gezeitigt hat. Die Ausstattung ist durchaus auf der Höhe der großen Ansprüche, an die uns der Propyläen-Verlag in allen seinen Veröffentlichungen gewöhnt hat. Tafeln und Beilagen sowie Karten sind reichlich beigegeben in ausgezeichnete Reproduktion. Auch der zweite Band hat, wie es alle Bände erhalten sollen, ein Personenregister; ein Generalregister und Zeittafeln sollen in einem Ergänzungsband nach vorliegender Gesamtausgabe erscheinen.

## Literatur

Die Schrift von Hermann Augustin „Goethes und Stifters Naussika-Tragödie“ (Basel, B. Schwabe & Co. NM 2,10) ist aus einer edlen Gesinnung und einem allem wahrhaft Großen, Heiligen und Schönen offenen Herzen entstanden. Ein Begeisterter und ein Liebender schrieb sie. Wir erfahren über Stifters Plan einer Naussika-Dichtung zwar nichts Neues und Näheres außer dem Brief Stifters an Eichendorffs Schwester vom Jahre 1857, aber hören manch kluges und tiefes Wort über Goethe, Stifter und die Urphänomene, über Kunst, Religion und Menschentum. — Die Sammlung „Von der Klassik zum Realismus“ von Jutta Hecker (Leipzig, J.J. Weber. NM 3, —) ist eine kundige und geschmackssichere Auswahl aus Werken von Hölderlin, Uhland, Eichendorff, Novalis, E. Th. Hoffmann, Gotthelf, der Droste-Hülshoff, Jean Paul und Immermann, nahm also

ihren Stoff, wie die Einführung Jutta Heckers kurz erläutert, aus der Zwischenzeit und ihren Dichtern, die zwischen dem klassischen Idealismus und dem Realismus einer politisch und sozial gerichteten Neuzeit liegt. — Zu einer Auswahl aus Immermanns Werken „Das unsterbliche Volk“, die uns Immermanns Vermächtnis vermitteln soll und 42 Seiten zum Thema vom deutschen Volk umfaßt, schrieb Heinz Kindermann eine Einleitung von 20 Seiten (Münster, Universitätsbuchhandlung F. Copenrath. NM 1,25). — Zwei verantwortungsvoll, sachkundig und feinsinnig ausgewählte Sammlungen verdienen lebhafteste Empfehlung: „Das ewige Recht“ und „Glanz von innen“ (Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Je NM 5,70). Die Auswahl „Das ewige Recht“, die das große Thema der Gerechtigkeit Gottes und der Menschen behandelt, traf August Heinrich Berning. In ihr sind Beiträge vereinigt von Schiller, Gotthelf, Storm, der Droste, Hebbel, Schiller, Lulu von Strauß und Torney, Mörike, Kleist, Eichendorff, Brentano, W. H. Niehl, E. F. Meyer, Kerner, Sealsfield, Geibel, Paul Ernst, der Handel-Mazzetti, Wiemers und Hamacher. Den Inhalt sagt das Wort von Gotthelf aus: „Denn es ist die gerechte hohe Hand, welche kleine und große Dinge austeilte und gute und böse, welche die Waage hält und wiegt das Tun der Menschen und austeilte Kronen der Gerechtigkeit oder stempelt mit dem Brandmal der Verwerfung.“ Die Auswahl für das Buch von der Größe der Kleinen „Glanz von innen“ traf Johannes Hahselb. Mit feiner Kenntnis sind, beginnend mit den Fioretti des heiligen Franz von Assisi, bis zu Albert Werfer Geschichten und Berichte zusammengestellt nach den Worten Stifters: „Wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Ethische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind, so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen das (Sitten-)Gefühl am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden, die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelsafern des Baumes des Le-

## BEILAGENHINWEISE

er Verantwort der Schriftleitung)  
 rliegenden Ausgabe unserer Monatschrift liegen  
 e Prospekte bei, die wir der Aufmerksamkeit  
 e Leser empfehlen:

: Verlagsanstalt G. m. b. H., Essen,  
 rtr. Werke von Franz Grau.  
 phorus-Verlag Herder K. G., Freiburg i. Br.,  
 rtr. „Die neue Saat“.  
 nhoef & Ruprecht, Göttingen,  
 rtr. „Das Werden des Deutschen Volkes“.



Jeder Einzelne ist nicht ohne sein  
 Volk, im Einjah für sein Volk ist er  
 selbst alles!  
 Darum sollst Du NSD.-Mitglied sein!



## Ein immer willkommenes Geschenk

für Angehörige und Freunde  
 im Feld und in der Heimat  
 ist ein Abonnement auf die

## Deutsche Rundschau

Sie schaffen dadurch Freude und fördern  
 die Verbreitung Ihrer Zeitschrift!

\*

Ein bemerkenswertes Urteil:

We regard the „Deutsche Rundschau“ as the  
 best general periodical in Germany.“  
 The University of Oklahoma, Norman, Oklahoma

\*

benutzen Sie bitte den nebenstehenden Bestellschein

## 5. Deutsche Reichslotterie

**480 000 Gewinne** in fünf Klassen

Insgesamt über **100 Millionen RM** kommen zur Auslosung

Größte Gewinne im günstigsten Falle (§ 2 III d. Pl.)

auf ein 3faches Los: **3 Millionen RM**

auf ein Doppelloos: **2 Millionen RM**

auf ein ganzes Los: **1 Million RM**

im einzelnen:

**3** Präm. zu **500 000** **3** Gew. zu **500 000**

**3** Gew. zu **300 000** **3** Gew. zu **200 000**

**18** Gew. zu **100 000** **24** Gew. zu **50 000**

Außerdem weitere hohe Treffer zu  
 40000, 30000, 25000, 20000, 10000 u. a. mehr.

**Lospreis** Achtel Viertel Halbe Ganze  
 In jeder Klasse **3 RM 6 RM 12 RM 24 RM**

Ziehung 1. Klasse: 18. u. 19. April

Staatliche  
 Lotterie-Einnahme **Lippold**  
**Leipzig C 1**, Brühl 4, Postscheckk. 50726 Leipzig

An die

Deutsche Rundschau

Berlin-Grünwald

Hohenzollerndamm 59/60

Liefern Sie für meine Rechnung — auf meine Ver-  
 anlassung auf  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{1}$  Jahr die

## Deutsche Rundschau

durch die Buchhandlung .....

..... / direkt durch den Verlag

an folgende Anschrift:

Name: .....

Ort und Straße: .....



bens." Es ist ein Buch der von Goethe geforderten dritten Ehrfurcht, der Ehrfurcht nach unten.

## Im Schoß der Welt

Im Februarheft 1940 der „Deutschen Rundschau“ wiesen wir auf den kühnen Wurf Josef Winklers hin: „Das Mutter-Buch“. Jetzt setzt Winkler diese Arbeit und das Ringen um das Mysterium der Mutter fort in den gesammelten Muttererzählungen „Im Schoß der Welt“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 5,75). Die einzelnen Abschnitte sind durch eine Rahmenerzählung zusammengehalten. Winkler läßt den Herrgott in der Enttäuschung über die unerfreuliche Entwicklung seiner Schöpfung auf der Erde und bei den Menschen als Pilger in Menschengestalt sein Werk nachprüfen, ehe er es endgültig verdammen will. Gott erkennt, daß nur in Einem der große Gedanke seiner Schöpfung sich vollendet hat: im Muttertum, das der Schöpfung Krone und ihr Schönstes und Tiefstes ist. Nur die unausschöpfbare Geduld, Güte und Leidenschaftlichkeit der Mütter vermögen die Menschen zu rechtfertigen und auf Erden zu erlösen. Dieses Thema handeln alle die verschiedenen Erzählungen, Gespräche, Legenden, Mythen und Märchen ab. Am Ende taucht Winkler wiederum wie im Mutter-Buch in den letzten Mythos

hinein, als er Gott hinabsteigen läßt zur „Mythenmutter alles Lebensurprungs“. In Demut bescheidet sich das Buch, das letzte Geheimnis des Muttertums nicht ergründen zu können.

## Geschichte der Medizin

Den schlüssigen Beweis, daß jede Zeitperiode der Medizingeschichte ihre eigene Denkweise hat, die in ausgesprochenem Maße nach Inhalt, Form und Ausdruck von der jeweils herrschenden philosophischen Richtung entscheidend bestimmt wird und daß deswegen ein wirkliches Verständnis der Medizin einer bestimmten Epoche nur dann gegeben ist, wenn das Maß und die Art ihrer Durchdringung mit dem philosophischen Gedankengut der Zeit genau erkannt wird, liefert das Buch von Joseph Schumacher „Antike Medizin“, von der der 1. Band „Die naturphilosophischen Grundlagen der Medizin in der griechischen Antike“ erschienen ist (Berlin, Walter de Gruyter & Co. RM 16,—). Nach der alt-ionischen Naturphilosophie, den Pythagoräern, Eleaten und den darauffolgenden philosophischen Schulen wird Hippokrates' Bedeutung ins helle Licht gesetzt und das Corpus Hippocraticum eingehend untersucht. Mit einer Darstellung Platons, seiner philosophischen und medizinischen Ansichten endet dieser erste Teil.

Rudolf Pechel

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Maximilian Müller-Jabusch, Berlin —  
Dr. Friedrich Seebach, Lüzing — Dr. E. W. Schmidt, Potsdam-Babelsberg —  
Filip de Pillecijn, Mecheln — Joachim Günther, Hohenneudorf b. Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Leipzig • Gesamtauslieferung Eise & Co., Leipzig C 1, An der Miltzinsfel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24, Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maack, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.



# VIER WICHTIGE BÜCHER

WILHELM IHDE

## Los von England

Mit Beiträgen von:

Friedrich Lenz, Fritz Köhler, Curt Römer, Friedrich Heinsberg

2. Auflage / Geb. RM. 4.80

\*

WILHELM IHDE

## Wegscheide 1789

Darstellung und Deutung eines Kreuzweges der europäischen Geschichte

Geb. RM. 9.60

\*

E. BARTH VON WEHRENALP

## Deutsche in Übersee

Mit Beiträgen von:

Berend v. Liefenhausen, Fritz Krome, Fritz Kuch, Henning v. Lieben, Kurt Utermann

Mit Karten / Geb. RM. 5.60

\*

E. BARTH VON WEHRENALP

## Europa blickt nach Afrika

Mit Beiträgen von:

Erwin Mai, Fritz Lange, Edmund Sala, Günther Janßen, Franz Grünvoldt

Mit Bildern / Geb. RM. 8.60

LÜHE-VERLAG · LEIPZIG / BERLIN



*Die Welt unserer Urgroßväter*

in dem neuen Buche von

**EDWIN REDSLOB**

# **Die Welt vor hundert Jahren**

Menschen und Kultur der Zeitenwende um 1840

*432 Seiten mit 175 Abbildungen. Leinen RM. 9.-*

„Umfangreiche Studien haben hier in einem liebenswürdigen Buch ihren Niederschlag gefunden, lesenswert nicht nur wegen der bemerkenswerten stilistischen Leistung, sondern auch deswegen, weil die dreißiger und vierziger Jahre zwar ganz und gar unheroisch, dafür aber auf politischem, kulturellem und vor allem wirtschaftlichem Gebiet zukunftsfruchtig waren wie kaum eine Epoche der letzten Jahrhunderte. Der Verfasser hat sich seine Aufgabe wahrhaftig nicht leicht gemacht; aus jeder Seite des stattlichen, reizvoll illustrierten Bandes spricht eine geradezu unwahrscheinliche, aber durch die Liebe zum Thema geadelte und nie aufdringliche Belesenheit. Fast will die Fülle der Gesichte und Gesichter, bei denen der Sultan Abd el Kader so wenig fehlt wie Lola Montez, der Dichter des Lederstrumpfs, die Göttinger Sieben oder der Hausknecht im Münchner Faberbräu und Ringkämpfer Simon Meisinger, den Rahmen des Werkes sprengen, aber immer wieder gelingt es dem Verfasser, über die Unzahl der persönlichen und sachlichen Einzelheiten hinaus das Thema als Ganzes zu bändigen, zu klugen, aufschlußreichen und glänzend formulierten Urteilen zu kommen und dem Leser eine plastische Vorstellung der Zeit und ihrer Menschen zu vermitteln.“

*Die Woche v. 26. 2. 41*

**VERLAG PHILIPP RECLAM JUN. LEIPZIG**

*Reclam*  
jun.